

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Das Versprechen.

Von L. vom Bogelsberg.



Die sonnigen Märztagte des Jahres achtzehnhundertfünfzehn gingen ihrem Ende zu. In dem Pfarrgarten des Dorfes Nebenberg im mitteldeutschen Bergland begannen allgemach die ersten Boten des Frühlings die grünen und bunten Köpfe zu recken, denn die Sonne schien warm und meinte

es gut mit ihnen. Sie schien es auch gut zu meinen mit dem blassen, hochaufgeschossenen Menschen, der, eine Decke über den Knien und die knappe Uniform der hannoverschen Legion erst über der Brust geschlossen, auf einer Bank am Ende des Gartens saß und teilnahmslos ins Leere starrte.

Er schien auf nichts zu achten, was um ihn vorging. Seine Augen hatten etwas seltsam Abgestorbenes wie bei einem Menschen, der eine Gemeinschaft mehr mit der bunten lachenden Welt hat.

Hinter ihm am Zaun raschelte es, er wandte sich nicht um. Selbst als das Geräusch aufällig laut wurde, schien er keine Notiz davon zu nehmen und starrte weiter auf die Sonnenringel zu seinen Füßen.

Da Klang's hinter ihm, zaghaft und unternehmend zugleich: „Hubert!“

Mit einer langsamen, müden Bewegung wandte der Kranke den Kopf. Und mit denselben gleichgültigen Augen betrachtete er sein Gegenüber.

Es war ein vielleicht siebzehnjähriges Mädchen, schlank und doch zierlich, mit braunem Lockenkopf. Keine außergewöhnliche Schönheit, aber lieblich in seinem ganzen Außern. Das süßliche Gesicht mit dem kecken Räschen und den halb fröhlichen, halb ernstern braunen Augen zeigte ein reines Inkarnat, zu dem der kleine, zerkrohte Mund in angenehmem Gegensatz stand. Für ein Landmädchen war sie zwar einfach, aber mit einer gewissen Eleganz gekleidet und zwar sie keinen Schmuck trug, sah man ihr doch an, daß sie etwas auf sich hielt. Ein großer breitrandiger Strohhut hing ihr an albenfarbigem Band im Arm.

„Guten Tag, Elsbeth!“ sagte Hubert Knorr gleichmütig.

Der Ton schien das junge Mädchen zu beunruhigen, wie ein leichter Schatten verriet, der über ihr Gesicht lief. Aber sie ließ sich nichts merken, sondern reichte ihm herzlich die Hand über den Zaun.

„Wie geht es dir heute, Hubert?“

Der Kranke zuckte leicht die Schultern. „Ich danke dir für deine Freundlichkeit, Elsbeth; wie immer.“

Ihr Gesicht nahm einen energischen Zug an, als wollte sie ihm eine heftige Antwort geben. Dann aber zeigte sie eine komisch-ernste Miene. „Schäm Er sich, Herr Wachtmeister! Wie mir der Doktor sagt, ist Er ganz gesund und nur Seine dummen Ideen machen Ihm das Leben sauer!“

„Elsbeth!“

Sie fuhr zusammen bei diesem Ton, so viel Zorn und schneidendes Weh lag darin. Und rasch nahm sie seine Hand.

„Verzeih, Hubert, ich wollte dich gewiß nicht kränken. Aber denk an deine Eltern, die mehr leiden als du. Wir alle würden dir von Herzen gern helfen, könnten wir's; aber die Toten sollten nicht länger ein Recht an dein Leben haben.“

Hubert Knorr, der ehemalige Wachtmeister der hannoverschen Legion, sah an dem Mädchen vorbei. Dort hinten tauchte zwischen dem noch kahlen Geäst der Obstbäume die Spitze eines Turmes auf. Dort lag Schloß Nebenberg.

Elsbeth war seinen Augen gefolgt und wieder war sie ein wenig blaß geworden. Aber ehe sie sprechen konnte, nahm Hubert wieder das Wort.

„Wenn es Tote wären, Kind,“ sagte er leise. Die Kleine war jetzt dicht an den Zaun gekommen, und in ihren Augen brannten Zorn und Angst zugleich.

„Hubert, ich kenne dich nicht mehr! Kannst du denn nicht begreifen, daß du in dein Unglück gerannt wärest, dich ins Verderben gestürzt hättest mit — mit dieser da drüben.“ Sie machte eine Bewegung nach dem Schlosse hin. „Und diese Wehleidigkeit steht dir nicht, gar nicht. Ich achte den Schmerz, aber er muß einen wahrhaften Grund haben. Wie du dich aber jetzt gibst, bist du kein Mann mehr.“

Der Wachtmeister lächelte bitter.

„Für wen sollte ich Mann sein? . . . Du kannst es nicht wissen, Elsbeth, wie ich Berta von Nebenberg geliebt habe. Und nur den einen Wunsch hab' ich: dem, der sie mir nahm, noch einmal zu begegnen.“

Er sah nicht, wie das Mädchen blaß und zitternd vor ihm stand.

„Und dann,“ fragte sie endlich, „und dann — wirst du wieder um sie werben?“

Die Frage schien ihn dermaßen zu verblüffen, daß er sie ratlos ansah.

„Ja — nein — ich weiß es nicht . . .“ stotterte er endlich.

Da schien die Kleine wieder Mut zu gewinnen.

„Also nur Rache nehmen wolltest du an ihrem Gatten! Warum? Du weißt es nicht. Weil sie schlecht war und dich verachtete?“

„Sie war nicht schlecht!“ sagte Hubert Knorr heftig. „Wie konnte sie dem Werben dieses Mannes widerstehen?“

Die Kleine reckte sich auf und der Zorn sprühte aus ihren hübschen treuen Augen.

„Genau so wie ich. Auch mir hat dieser Monsieur den Hof gemacht auf Tod und Leben. Und wie er seine Backpfeife hatte, da hat er sich ein anderes Feld gesucht und dort mehr Erfolg gehabt!“

„Dir? Dir hat er den Hof gemacht? Der Chevalier de Lingès?“

Ein so grenzenloses Erstaunen sprach aus seinen Mienen, daß Elisabeth die Röthe der Entzündung ins Gesicht schlug.

„Ja, mir! Oder findest du das so verwunderlich? Etwa weil ich nicht Baronesse, sondern nur die Tochter des Schulmeisters von Rebenberg bin?“

Er starrte sie noch immer an. „Dir hat er den Hof gemacht?“ wiederholte er.

Sie faßte mit ihren kleinen Händen über den Zaun hinüber und rüttelte ihn in ihrem Zorn an den Schultern.

„Ja, noch einmal: mir. Und damit du's weißt: ich halt' mich für besser als die da drüben, als diese Berta!“

Immer noch voll Staunen sah er sie an, und sah mit einem Male, wie hübsch sie war in ihrem Zorn. Da kam's ihm zum Bewußtsein, daß er sie in ihrem weiblichen Empfinden bitter gekränkt hatte.

Mit einem schwachen Lächeln nahm er ihre Hand.

„Bergib mir, Elisabeth. Nicht um deiner Person willen wundert es mich, daß der Welsche um dich ging. Aber ich sah die Dinge von meinem Standpunkt aus und begriff nicht, daß man neben Berta noch jemand gern haben konnte.“

„Gern haben? Wer sagt dir denn, daß mich dieser Monsieur gern hatte?!“ fuhr das Mädchen wieder auf. „Einen Zeitvertreib, ja, den wollt' er haben. Und dafür erschien ich mir als deutsche Frau zu gut.“

Sie hatte Huberts Schultern losgelassen und sah ihn feindselig über den Zaun herüber an. Er aber faßte jetzt ihre Hand und sagte warm:

„Das war ein gutes Wort, Elisabeth, und ich will dir's gedenken. Und nun komm herüber, damit ich dir sagen kann, was an mir frißt. Du bist der erste Mensch, der davon hört.“

Er ging zum Hinterpförtchen, klinkte es auf und führte die immer noch widerwillige Elisabeth herein. Eine Weile saßen sie still nebeneinander auf der Bank, das Mädchen rasch atmend und etwas blaß, er wieder mit seiner alten gleichgültigen Miene.

„Die Geschichte ist nicht lang,“ sagte Hubert endlich. „Du kennst sie ja fast schon. Wir sind

ja immer zusammen gewesen, du und Berta und ich. Und schon als kleiner Junge hab' ich an der Berta gehängt, trotzdem sie ein paar Jahre jünger war. Sie schien das ganz recht zu finden, und wie wir so allgemach älter wurden, da hatte es den Anschein, als sollten wir immer zusammenbleiben. Ich darf es offen sagen: nie ist von meiner Seite ein unlaunterer Gedanke in dieser Liebe gewesen. Und wenn sie ein armes Mädel gewesen wäre, anstatt die Tochter des Herrn von Rebenberg, dann hätte es auch nicht anders sein können.“

Hubert schwieg eine Weile und sah starr vor sich nieder. Dann fuhr er fort: „Ich glaube, sie sah meine Bewerbungen nicht ungern, aber ich wurde aus ihrem Wesen nicht klug. Bald war sie lieb und gut, bald zeigte sie sich launisch und hochmütig, daß ich mich fast von ihr abgestoßen fühlte. Dennoch schien es — das sind nun zwei Jahre her —, als ob sie auf einmal andern Sinnes geworden sei und mir herzlicher anhängte denn je. Ich wagte mein Glück kaum zu begreifen, so wühlte die Erkenntnis alles in mir auf.“

Der Erzähler schwieg und fuhr sich mit schwerer Hand über die Stirn. Seine Sprache war schleppend und müd geworden.

„Da kamen sie, die Franzosen, diese Pest der Welt. Und hier ließen sie sich häuslich nieder wie überall im Vaterland. Auf dem Rebenberg wurde der Chevalier de Lingès einquartiert. Du kennst ihn ja, ihn und seine Eigenschaften. Von Stund an war mir die Ruhe genommen. Der alte Rebenberg, vorher schon ein lauer Charakter, ein schwankes Rohr, warf sich dem Welschen ganz in die Arme, als ob er nie ein Deutscher gewesen wäre. Das verletzete mich tief. Während ich früher dort drüben wie das Kind vom Hause war, mied ich jetzt das Schloß. Unter tausend Qualen, denn damit mußte ich auch Berta meiden. Auf Weg und Steg lauerte ich ihr dafür auf, und wenn ich sie traf, war selten genug geschah, beschwor ich sie bei unjerner Liebe um ein gutes Wort, um eine endgültige Zusage. Aber sie hatte nur wieder ihr früheres kaltes Wesen für mich. Schließlich lachte sie mich aus, und endlich zeigte sie sich nur noch in Begleitung des Chevaliers.“

„Ich war der Verzweiflung nahe, sah ich doch wie der Sanskulott sich an meiner Qual weidete bis es mir zum Bewußtsein kam, daß sie ihre Mitteilung gemacht haben mußte von der Lage der Dinge. Halb sinnlos vor Zorn und Angst lauerte ich ihr auf und stellte sie zur Rede. Sie lachte mich aus: was ich mir wohl einbildete; ob ich mit dem Herrn de Lingès Konkurrenz treten wolle. Und ein Mann ist ich überhaupt nicht, sonst wäre ich längst unter den Fahnen — des Kaisers. Ich war rasend. Ich schwor, ihr den Willen zu tun und unter-

die Waffen zu treten. Sie sah mich mit seltsamen Augen an: wir wollen sehen, wenn du wiederkommst!

„Ich ging. Der Zorn fraß mir am Herzen. Aber nicht unter den Adlern des Tyrannen hab' ich gekämpft, sondern mit den Engländern. Und hab' damit meinem Vaterland gedient nach Kräften.

„Das Land wurde frei. Ein jauchzender Frühling war überall. Da kam ich heim. In zitterndem Hoffen auf ein nahes riesengroßes Glück . . .

„Und dann war ich daheim und weiß nichts mehr. Nur noch stehen seh' ich mich vor Vater und Mutter und seh' ihre bangenden Gesichter bei meiner Frage. Berta von Nebenberg ist schon vor Jahresfrist dem Chevalier als Gattin nach Frankreich gefolgt . . .

„Wochenlang hab' ich mich im Fieber gewunden. Und nach dem Erwachen hab' ich versucht, sie zu hassen, und es ist nicht gegangen. Nur tot ist etwas gewesen in mir, ganz tot. Wird nie mehr zum Leben erwachen. So leb' ich dahin ohne Zweck und Ziel . . .“

Die Erregung, die ihn bei den letzten Worten sprüherkam, hatte eine schwache Röte in sein mageres Gesicht getrieben, während das Mädchen mit zusammengepreßten Lippen neben ihm saß. Lange saßen sie so wortlos nebeneinander, bis die scharfe, finstere Falte sich aus der Stirn des Mädchens löste und einem lieben, gütigen Lächeln wich.

Leise nahm sie die Hand Huberts. „Sie hat recht gehabt, die Berta, du bist kein Mann!“

Er fuhr auf und sah sie zornig an. Sie aber hielt den Blick fest aus.

„Jeder hat seine Pflicht im Leben, Hubert. Und du verträdelst deine Tage mit wertlosen Gedanken. Nein, fahr nicht auf! Ich will dich eins fragen, noch einmal, und sieh mir dabei offen ins Gesicht: wenn dir heute jemand Berta zuführte aus den Armen des Chevaliers, was würdest du tun?“

„Laß die Fragen, Elsbeth,“ sagte er müde.

Mit zornsprühenden Augen sprang sie auf. „Nein, ich laß' sie nicht! Du bist ein Hasenfuß, der sich vor seinen eigenen Gedanken fürchtet, aber kein Mann. Ich verachte dich, du —!“

Wie ein seltsames Ereignis sah Hubert Knorr diese in hellem Zorn stehende kleine Person an. Die braunen Locken rieselten ihr halb über das Gesicht, das leicht gerötet war, und den großen Strohhut schaukelte sie angriffslustig in dem wunden Arm.

Immer größere Augen machte der ehemalige hannoversche Wachtmeister, und sein Staunen löste sich auf einmal in die Worte: „Der Chevalier hat doch einen guten Geschmack gehabt, als er dir zu Gefallen ging, Elsbeth!“

„Findest du auf einmal?“ fragte die Kleine spöttisch, während ihr doch die Genugthuung anzumerken war.

„Ja, ich finde,“ sagte Hubert Knorr ruhig und betrachtete sie weiter, wie man ein schönes Bild betrachtet, „du bist wirklich sehr hübsch. Merkwürdig, daß ich das nicht früher bemerkt habe, wir haben doch lange genug als Kinder zusammen gespielt.“

„So, sieh an, was du noch alles für Entdeckungen machst!“ spottete das Mädchen. „Aber bilde dir nicht etwa ein, daß ich Wert auf dieses Bekenntnis lege!“

Damit drehte sie sich um und ging mit gemacht stolzen Schritten aus dem Garten.

Mit sich selbst unzufrieden sah ihr Hubert nach; er hatte sicherlich das Mädchen verletzt, und das tat ihm leid. Aber da kam schon wieder ihre Stimme vom Zaun her.

„Du, »Mann«, beinah hatt' ich vergessen, dir eine Bestellung von Vater auszurichten: Blücher ist über den Niederrhein gegangen, es geht wieder los . . .“

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr Hubert Knorr auf. All die Schlappheit der letzten Tage schien wie fortgeblasen.

„Elsbeth!“ schrie er, „Elsbeth!“

Aber die war längst davongelaufen.

Da ließ der lange Wachtmeister seine Decke fallen, rannte wie besessen ins Haus und stürmte in die Stube des Pfarrers, der gerade über einem Schriftstück saß.

„Vater,“ rief er und die Erregung verschlug ihm fast den Atem, „Vater, ist das wahr? Der Marschall Vorwärts marschiert gegen die Welschen?“

Der alte behäbige Herr nahm gemächlich die Brille von der Nase und lächelte.

„Ei, ei, sieh an, wie rasch doch Krankheiten heilen können! Ja, es muß wohl wahr sein, denn die jungen Leute gehen zu ihren Fahnen.“

Der Pfarrer sah wohlgefällig seinen langen Sohn an.

„Und du, mir scheint, du willst auch nicht müßig bleiben?“

Ein sonderbarer Zug lief über des Jungen Gesicht.

„Nein, Vater, am liebsten ging ich heute noch, jetzt auf der Stelle. Ich hab' dort manches wettzumachen.“

Fragend sah der Pfarrer seinen Sohn einen Augenblick an; dann aber wurde er sehr ernst und trat nahe an ihn heran.

„Du tußt unrecht, mein Kind, denn ich weiß, was du meinst. Dich ruft das Vaterland und nicht persönliche Rache.“

Betreten sah Hubert Knorr nach der Seite.

„Du kannst mir nicht nachfühlen, Vater, was es heißt . . .“

Aber der alte Herr unterbrach ihn mild.

„Ich weiß es, Hubert, und ich verdamme dich nicht darum, denn dein Wille war gut. Aber jetzt sind alle Gedanken zwecklos. Und ich möchte fast sagen: ich bin froh, daß es so kam. Denn unter diesen Frauenhänden wäre dein Leben zerbrochen!“

„Vater . . .“ schrie der junge Mensch auf.

Pfarrer Knorr legte die Arme um die Schultern seines Sohnes.

„Du wirst darüber hinwegkommen, Hubert, leicht und sicher, wenn du zur Erkenntnis gekommen bist, wohin dich dieser Weg geführt haben würde. Die Worte mögen dir weh tun, aber ich will, daß du mit reinem Herzen in den Kampf ziehst, daß du eins bist mit der großen Sache und das Vaterland nicht zum Büttel deiner selbstfüchtigen Wünsche machst.“

Hubert Knorr hatte den Vater ausreden lassen. Nun stand er da mit schlaff herunterhängenden Armen.

„Dann hat das alles keinen Zweck . . .“ sagte er endlich mühsam.

Der Pfarrer sah, daß hier vorläufig Zureden nichts half. So ließ er ihn denn los und sagte nur freundlich: „Geh und such dich zu besinnen!“

Mit müden Schritten verließ Hubert das Zimmer. Draußen traf er auf seine Mutter. Mit ihrem freundlichen runden Gesicht sah sie ihn an.

„Nun, Hubert?“

„Ich bleibe.“

Mit einem Gemisch von Unmut und Erleichterung sah sie ihn an.

„So? Nun, wie du willst!“

Und während er zur Tür hinausging, sah sie ihn noch einmal mit besorgtem Gesicht nach.

So vergingen ein paar Tage. Was gesunde Arme und Beine hatte, hatte Rebenberg verlassen, um sich der preussischen Armee anzuschließen. Nur Hubert Knorr war geblieben; aber man machte ihm keinen Vorwurf daraus, ließ es wenigstens nicht offen merken. Denn er hatte wacker sein Teil schon zur Befreiung beigetragen, und da er der einzige Sohn des Pfarrers war, gönnte man dem alten Herrn die Freude.

Hubert ging nicht ins Dorf. Wie immer saß er hinten im Garten auf der Bank, womöglich noch trübseliger wie sonst.

Da kam eines Morgens Elisabeth wieder an dem Zaun vorbei. Hubert sah sie kommen, und mit einer gewissen Neugier sah er ihr entgegen. Aber sie streckte das kecke Näschen in die Luft und schritt an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten.

Er war so überrascht, daß sie schon ein ganzes Stück weit fort war, bis er sich besann.

„Elisabeth!“ rief er hinter ihr her.

Gemächlich drehte sie sich um und tat gewaltig erstaunt.

„Ach so, — du bist's?!“

„Ja, ich. Und daß du an mir vorbeigehst . . .“

Das Mädchen erschien ihm sehr liebenswürdig. „Das darfst du mir nicht übelnehmen. Ich dachte nicht, daß von den jungen Leuten noch jemand hier wäre.“

Hubert Knorr machte ein etwas dummes Gesicht. Wollte ihn die Kleine foppen?

„Ja, ich bin noch hier,“ sagte er endlich, „und sehe, daß dir dies nicht eben angenehm zu sein scheint!“

„Mir? Was sollte wohl mir daran liegen!“

Trotzdem er ärgerlich war, gefiel ihm das Mädchen, so wie es dastand in seiner frischen lieblichen Schönheit. Und statt einer schroffen Antwort sagte er nur: „Mein Vater ist damit einverstanden, daß ich hier bleibe.“

Elisabeth legte die Hände auf den Rücken und sah ihn spöttisch an.

„Warum erzählst du mir das? Ich halt' dich nicht und heiß' dich nicht gehen. Träum ruhig weiter! Adieu!“

Sie warf sich mit einem Schwung herum, daß das Röcklein flog, und ging. Aber über Hubert Knorr kam auf einmal der Zorn.

„Du, Elisabeth,“ rief er heftig, „komm noch einmal her!“

Etwas betreten ob des barschen Tons folgte sie seiner Aufforderung und sah in sein bleiches Gesicht, in dem der Zorn glühte.

„Du,“ sagte er heftig atmend, „das sag' ich dir, du: laß die Reden. Und eins sollst du wissen, — ich geh', noch heute und ein weiteres: komm ich heil zurück, dann küß' ich die, die ich am liebsten hab', vor aller Augen!“

Schroff wandte er sich um und ging ins Haus. Das Mädchen sah ihm eine Weile mit schreckensbleichem Gesicht nach. Dann lehnte es das Köpfcgen gegen den Zaun und weinte bitterlich.

Hubert blieb fest. Noch am Abend fuhr er in einer leichten Kalesche davon. Aber es vergingen viele Tage, bis er nach Lüttich ins Hauptquartier kam. Ende April war er dort und meldete sich sofort bei dem Manenobersten von Lütow, dem alten Freischarenführer. Er wurde sehr freundlich empfangen, und da noch Platz in den Offiziersstellen war, erhielt Hubert Knorr, dank seiner Erfahrungen und Kenntnisse aus den früheren Feldzügen, den Rang eines Leutnants.

Er hätte nicht geglaubt, daß die kleine Szene im Garten so lange auf ihn einwirken würde. Aber immer, wenn er daran dachte, kam ihm der Aerger. Dabei vergaß er freilich nicht, sich auch das spöttische Gesichtchen Elisabeths vorzustellen. Aber mit der Zeit verschwand dieser spöttische Zug und es kam ihm vor, als sähe er nur noch die lieben freundlichen Augen, denen bei allem Spott das Weinen näher zu sein schien als das Lachen.

Den Gedanken, Berta von Rebenberg wieder

zusehen — oder Madame de Vinges, wie sie jetzt hieß, hatte er als hoffnungslos aufgegeben. Nur das alte Rachegefühl, der Wunsch, sich mit dem Erbfeind zu messen, beherrschte ihn stärker als je.

Da kam zu Anfang Juni der Marschbefehl. Der Kaiser stehe bereits in der Nähe und eine Schlacht sei binnen kurzem zu erwarten. Es war eine Ueberraschung für die Preußen, und in Eilmärschen rückten die Truppen einander näher. Aber die Verbindung der vier Korps gelang doch nicht völlig.

Hubert Knorr war in fiebernder Erwartung. Nun war's so weit. Fast zärtlich musterte er die schwere krumme Klinge an seiner Seite. Nun wahr euch, Sanskulotten!

Napoleon stand bei Charleroi. Schon knatterten die Gewehre der Plänkler, donnerten die Geschütze der vorgeschobenen Truppenteile. Und dann standen sie einander gegenüber, Zieten hinter dem Bach der Ligny, in seinem Rücken das Korps des Generals Pirch.

Hubert Knorr sah sich zur Untätigkeit verurteilt. Da vorn brauste und dröhnte schon die Schlacht, der beißende Pulverqualm jagte in dichten Schwaden zu ihm herüber, aber die Reiterei hielt tatenlos hinter der Front.

Ein Adjutant segte vorbei: der Herzog von Wellington sei drüben bei Gneisenau; um vier Uhr werde er mit seinen Engländern hier sein.

In Hubert Knorr griff eine tiefe Niederlagenheit Platz. Nun würde er gar nicht mehr zum Dreinschlagen kommen, denn die Masse der Verbündeten mußte die Franzosen erdrücken, ohne daß die Reserven ins Treffen kamen.

Mittlerweile war's drei Uhr geworden. Da schienen mit einem Male Himmel und Erde zu brüllen, zu zittern und zu dampfen. Das ganze französische Heer holte zum Stoße aus gegen die preußischen Linien. Drüben um St. Amand geht der rasende Kampf. Das Dorf wird genommen und geht verloren, wird wieder genommen und wieder verloren. Der Himmel kämpft mit, denn unten über Ligny zucken die Blitze, rollt der Donner, strömen die Wasser. Ohne Entscheidung tobt das wütende Ringen. Und — Wellington kommt nicht . . .

Langsam senkt sich der Abend hernieder. Schon kann man die einzelnen Waffen nicht mehr recht unterscheiden, da kommt's wie ein Aufbrüllen von unten: Napoleon wagt den entscheidenden Stoß, die Garde rückt zum Sturm vor.

Da geht ein Ruck durch die Reitergeschwader, Adjutanten tauchen auf, ein Kommando. Und dann ein Flüstern: „Nun gilt's!“

Ein jubelndes schmetterndes Trompetensignal, und wie ein donnernder Sturm brausen Lützows Manen über das Feld, dahinter zwei weitere Regimenter. Und voraus, deutlich auf dem

leuchtenden Schimmel sich abhebend, mit hochgeschwungenem Säbel: Blücher.

„Vorwärts, Kinder, vorwärts!“

Wie ein Orkan donnert das Hurra über die Walstatt. Schon fallen die Klängen auf Franzosenschädel, schon hallt da und dort der Siegesruf — da kracht aus dem Hohlweg eine Salve unter die Tapferen. Hochauf bäumen die Pferde, wieder und wieder schlägt der Bleihagel unter die Reitermassen. Da wenden sie sich. Kürassiere hinter ihnen.

Hubert Knorr ist einer der letzten. Links und rechts schnauben die feindlichen Pferde, und jetzt sind sie neben ihm. Ein französischer Kürassierhelm bligt neben ihm auf, ein breiter Säbel funkelt durch die trübe Nacht, — da sitzt ihm schon die Klinge des Manenoffiziers im Gesicht und lautlos räumt der Franzose den Sattel. Den Feind neben ihm haut ein Husar vom Pferd.

Blitzschnell wendet sich Hubert um. Da sieht er den Schimmel des Marschalls hoch aufsteigen und gleich darauf in sich zusammenbrechen. Er will wenden, rufen, aber schon reißen ihn die Fliehenden mit sich fort.

Sein Herz bebt in furchtbarer Erregung: Der Marschall gefangen! Er schreit's hinein in den Tumult, aber niemand hört ihn.

Doch da klingen schon wieder Trompetenstöße, Kommandos: „Zur Attacke, marsch, marsch!“

Preußische Landwehrkavallerie ist diesmal dabei. Und nun fallen sie hinein in die fliehenden Kürassiere. Immer nach links hält Hubert Knorr die Augen gewendet und sucht nach dem Schimmel. Die Dunkelheit läßt fast nichts erkennen. Doch da, da drüben schimmert's hell. Mit zwei, drei Sägen ist er dort.

„He da, hierher!“

Er springt ab, mit ihm ein Manenmajor und ein Husar. Da liegt der Marschall am Boden, und sein Adjutant, Graf Rostiz, steht neben ihm.

„Tot?“ fragt Hubert atemlos.

„Über unter dem Pferd kommt's hervor: „Noch nicht, mein Sohn, ich bin noch nicht fertig mit den Hundsföttern!“

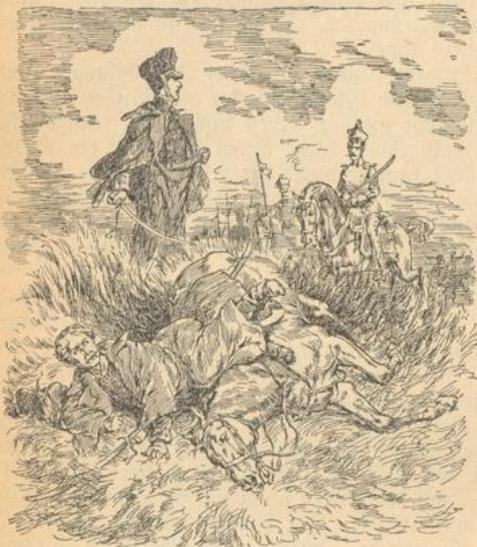
Unter der Mithilfe der Offiziere wird der Marschall aus seiner schlimmen Lage befreit, auf das Husarenpferd gehoben und aus dem tosenden Getümmel gebracht. Der Marschall ist heil und munter, er hat sich nur eine Quetschung der Rippen zugezogen und wettet deshalb die „verfluchtigen Franzosen“ in Grund und Boden.

Hubert Knorr reitet neben ihm, denn dort drüben gibt's keine Arbeit mehr. Langsam trabten die Geschwader zurück, der Marschall mitten unter ihnen. Die gequetschten Rippen schmerzten ihn gewaltig, aber den Mut hatte er nicht verloren. Nach links und rechts sprach er auf die Soldaten ein, bis sein Blick zufällig auf Hubert Knorr fiel.

Er musterte ihn ein paar Augenblicke und suchte sein Gesicht durch die Dunkelheit zu erkennen.

„Sie haben mir beigestanden,“ sagte er, „ich danke Ihnen. Wer sind Sie?“

Hubert salutierte. „Leutnant Knorr vom Ulanenregiment von Litzow, früher bei der englischen Legion.“



Da liegt der Marschall am Boden, und sein Adjutant, Graf Noitz, steht neben ihm.

„So — na, scheinen ja mit den Kerlen da drüben auch noch nicht einig zu sein?“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Blücher lachte, aber dann packte ihn wieder der Schmerz, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte. Ringsum knatterten die Gewehre der Scharfschützen unter die Verfolger. Weit hinten bei Wellery fand Blücher, mitten unter Verwundeten, endlich Ruhe. Er zeigte keine Spur von Niedergeschlagenheit, als Gneisenau zu ihm trat. „Wir haben Schläge gekriegt,“ meinte er trocken, „wir müssen es wieder ausbessern.“

Am andern Tag erfolgte der Rückzug, aber auf Wavre. Das hatte Napoleon nicht geahnt, denn er rückte auf der Landstraße nach Brüssel vor, um Wellington anzugreifen.

Rings um Blüchers Heer schwärmte die preußische Reiterei, Husaren und Ulanen. Die Dörfer freilich waren geräumt und die Furiere fanden wenig zu beißen und zu brechen.

Auf der rechten Seite des Heeres trabte der Leutnant Knorr mit vier Ulanen. Die Truppen bekamen, offenbar von verstreuten Franzosen, ab und zu Feuer, und die Ulanen hatten Befehl, saubere Arbeit zu machen.

Eine ganze Strecke weit war Hubert Knorr mit seinen Leuten geritten. Drüben zog der

große Heerwurm der verbündeten Armeen, den er immer im Auge zu behalten suchte und zu dem er zurückzukehren gedachte, nachdem er das kleine Gehölz, das vor ihm lag, auf seine Harmlosigkeit untersucht hatte.

Auf zwanzig Schritte waren die Reiter herangekommen. Sie ritten, von Hubert zur Vorsicht ermahnt, in ziemlichem Abstand auf das kleine Wäldchen zu, als daraus plötzlich ein Schuß krachte und eine Kugel pfeifend an dem Kopf des Offiziers vorbeifuhr.

Mit geschwungenem Säbel preschten jetzt die Reiter in das Gehölz hinein.

Aber soviel sie auch suchten, sie fanden niemand.

„Herr Leutnant, dort!“ rief plötzlich einer der Ulanen. Sie waren mittlerweile auf die andere Seite des Wäldchens gekommen und da sahen sie nun, wie auf einem Feldweg vor ihnen ein kleiner Planwagen, von zwei Pferden gezogen, in rasendem Galopp dahinschoß.

„Den müssen wir haben. Drauf!“ schrie Hubert. Und wie der flüchtige Wind setzten die Reiter dem Gefährt nach.

Ihren sinken Pferde war der immerhin schwerfällige Wagen nicht gewachsen. Bald schoß einer der Ulanen an seiner linken Seite vorbei, machte kehrt und hielt dem zu Tode erschrockenen Kutscher den Säbel unter die Nase. Es war ein uniformierter Lakai, und der Wagen schien ein herrschaftlicher zu sein.

Sogleich hörte man auch schon eine Frauenstimme aus dem Wagen.

„Mon dieu, ce sont des assassins! Nous sommes perdus!“

Da war Hubert Knorr am Wagen.

„Das sind preußische Soldaten, zum Donnerwetter, und keine Mörder!“ rief er wütend. „Aber ihr Kerls habt aus dem Hinterhalt geschossen, dafür wird man euch füsillieren!“

Wieder kam ein angstvoller Aufschrei aus dem Wagen. Mit einem Ruck hatte Hubert Knorr den Vorhang fortgerissen. Aber schon im nächsten Augenblick ließ er ihn totenbleich wieder fallen. Er schwankte im Sattel.

„Verta . . .“ murmelte er wie geistesabwesend.

Die Frau im Wagen schien das nicht zu hören, aber von ihrer Wahrnehmung schien sie befriedigt.

„Ah, un officier!“ sagte sie.

Da hatte sich Hubert Knorr wieder in der Gewalt. Noch einmal glitt sein Blick über die beiden Frauen, von denen die eine die Jose zu sein schien. Und wie ein Blitz durchfuhr es ihn: ist das Verta von Rebenberg . . . ?

In diesen wenigen Sekunden stand all das Leid wieder vor ihm, das sie durch ihre Laune über ihn gebracht. Und wie ein tiefer Groll kam es urplötzlich in ihm auf.

„Reden Sie deutsch, Madame, wenn ich bitten darf!“ sagte er hart.

Die dunkelblonde zierliche Frau mit dem immer noch hübschen, wenn auch trotz ihrer Jugend schon etwas verlebten Gesicht, sah ihn erschrocken an.

„Monsieur, je suis Française!“ sagte sie dann abweisend.

„Trotzdem muß ich bitten, deutsch zu sprechen, Madame de Linges!“ wiederholte Hubert Knorr in scharfem Ton.

Er sah, wie die schöne Frau beim Klang ihres Namens blaß bis in die Lippen wurde.

„Sie kennen mich?“ stammelte sie endlich. Jetzt sprach sie deutsch.

„Zu dienen — Leutnant Knorr vom Alanenregiment von Lüchow!“

Mit einem Freudenschrei fuhr Berta de Linges von ihrem Sitz auf.

„Du bist es, Hubert?! Welch glücklicher Zufall! Ich danke dem Schöpfer, daß . . .“

Mit einer kurzen Handbewegung schnitt ihr der Offizier die Rede ab.

„Lassen wir die Erinnerungen jetzt, Madame. Sie werden mir zum Feldmarschall folgen!“

Sie sah ihn an, als verstünde sie ihn nicht, und um ihren hübschen Mund legte sich ein schmollender Zug.

„Aber, mein Gott, Hubert, ich begreife dich nicht! Ich bin doch auf der Reise nach Frankreich!“

Das Gesicht des jungen Offiziers blieb unbeweglich.

„Das geht mich nichts an, Madame. Aus Ihrem Wagen ist geschossen worden!“

Trotz ihres gut gespielten Erstaunens konnte Hubert bemerken, wie sie erleichtete.

„Geschossen? Hubert, du scherzest! Ich verstehe doch gar nicht mit Waffen umzugehen.“

Diese Behauptung brachte ihn einigermaßen aus der Fassung. Ja sie konnte nicht gut geschossen haben. Und dann, da kam sie wieder über ihn, die weiche, wehmütige Stimmung.

Da war sie ihm wieder zugeführt worden, seine Berta, wie durch eine Fügung des Himmels. Und nun hielt er sie. Aber wenn er sie gehen ließ, was dann? Sie wieder verlieren? Ein graujames Gefühl krampfte ihm das Herz zusammen. Wie, wenn der Marschall von seiner Milde erfuhr?!

Ratlos ging sein Blick über den Wagen hinaus. Da, was war das, da hinten? Da kam ja einer von seinen Alanen getrabt und ein Mann, offenbar gefesselt, lief neben ihm her. Er hob sich im Sattel und schaute hin, noch einmal. Und nun erkannte er ihn — den Chevalier de Linges. . . .

In diesem Augenblick schwand alle Weichheit von Hubert Knorr. Die Frau da vor ihm spielte noch mit seinem Heiligsten, sie konnte

ihn belügen, während er mit knapper Not der Kugel ihres Gatten entgangen war.

Mit einem stahlharten Blick sah er ihr ins Gesicht.

„Nein, Sie haben nicht geschossen, Madame, aber Ihr Gatte!“

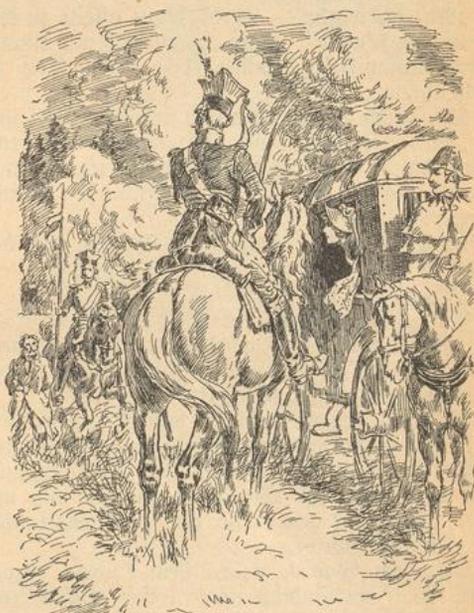
„Mein Gatte?“ tat sie erstaunt. „Aber der ist ja gar nicht bei mir!“

„Doch, dort bringt ihn eben einer meiner Leute!“

Mit einem Aufschrei fiel die eben noch so Zuversichtliche auf ihren Sitz zurück und schlug die Hände vors Gesicht. „Ich bin verloren, verloren!“ flüsterte sie.

Ja, es war der Chevalier de Linges. Und fast hätte Hubert Knorr gelacht, als er diese vor der Zeit gealterte, schlotternde Gestalt vor sich sah. Halb scheu, halb trotzig sah der ehemalige Major zu dem jungen Offizier auf.

Dann aber begann er sogleich zu schimpfen und



„Mein Gatte?“ tat sie erstaunt. „Aber der ist ja gar nicht bei mir.“

zu drohen, daß man ihn mißhandelt habe. Er werde sich, er, der friedliche Bürger, bei dem Feldmarschall beschweren.

Hubert Knorr würdigte ihn keiner Antwort.

„Wie hast du ihn gekriegt?“ fragte er den Alanen.

„War nicht so einfach, Herr Leutnant,“ lachte der über das ganze Gesicht. „Als wir auf den Kasten da losfahren, sah ich abwärts sich etwas im Gebüsch bewegen. Ich schwenkte ab und merkte bald, daß da ein Kerl Fersengeld geben wollte. Hatte ihn aber gleich darauf, und wie

ich die Canaille greifen wollte, wirft sie mir Steine und Erde an den Kopf. Na, ein paar Hiebe um den Schädel mit der flachen Klinge haben sein Mütchen bald abgekühlt — und da hab' ich ihn nun."

"Um, und das Gewehr?"

"Hatte er nicht. Aber Patronen!" Damit beugte sich der Man herab und griff seinem Gefangenen in die Tasche, aus der er eine Handvoll Patronen hervorbrachte.

"Brauchen Sie die auch als friedlicher Spaziergänger?" fragte Hubert Knorr spöttisch.

"Die hab' ich aufgelesen!" sagte der Chevalier frech, und dann wieder aufbrausend: "Wenn Sie mich jetzt nicht unbehelligt lassen, werde ich mich bei Ihrem Marschall beschweren!"

"Deshalb will ich Sie ja grade zu ihm bringen!" gab Hubert kalt zurück.

Die Unverschämtheit, die der Gefangene bis dahin zur Schau getragen hatte, verschwand auf einmal ganz plötzlich.

"Na, ich werde — werde schon allein zu ihm hinfinden können!" sagte er maulend und immer noch krampfhaft bemüht, den alten Ton zu behaupten.

Der junge Offizier wandte sich im Sattel um.

"So lange können wir nicht warten, Monsieur. Und dann wird Ihnen Seine Exzellenz auch gerne erzählen wollen, wie er über — Franktireurs denkt!"

Dem Chevalier traten die Augen aus den Höhlen.

"Monsieur, das ist . . ."

Aber Hubert Knorr hörte ihn nicht mehr.

"Kehrt marsch! Knebelmann, nimm deinen Fang wieder an die Leine. Zwei Mann folgen dem Wagen, einer reitet links. Marsch!"

Niemand wagte mehr zu widersprechen. Die zornigen Augen des jungen Offiziers verkündeten nichts Gutes. Drüben wand sich die Heersäule, auf die strebte der Wagen zu, Knebelmann mit dem Chevalier, den er ab und zu etwas laufen ließ, immer voran.

Aus dem Wagen, neben dem Hubert Knorr ritt, kam ein andauerndes leises Schluchzen. Und so sehr er sich auch gegen dieses Jammern wehrte, es ging ihm doch allmählich auf die Nerven. Verdrossen ließ er sein Pferd im Schritt gehen.

Nach einer Weile streifte sein Blick wieder den Wagen. Berta hatte das Taschentuch in den im Schoß gefalteten Händen und sah aus den leicht geröteten Augen verstohlen zu ihm hinüber.

"Hubert," fragte sie endlich mit verschlagener Stimme, "was wird mit uns geschehen?"

"Ich weiß es nicht," sagte er ausweichend.

"Wir haben doch nichts getan!"

"Bei Ihrem Manne sind Patronen gefunden worden, Madame," gab Hubert Knorr kurz zurück. "Und er ist Zivilperson."

"Nein," sagte sie heftig, "er ist Offizier!"

"Er trägt keine Uniform!"

Hubert Knorr hatte keine Lust, sich auf eine endlose Auseinandersetzung einzulassen.

"Ich habe über die Sachlage nicht zu befinden, Madame. Das Urteil liegt in den Händen des Feldmarschalls."

Bei dem Wort Urteil schrie sie auf.

"Sie werden uns erschießen, o, sie werden uns erschießen!" Dabei brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, in das die Josee womöglich noch lauter einstimmte.

"Hubert, Hubert," schrie sie dazwischen, "du bist so fremd, so grausam. Denk doch an unsere Kinderzeit. Der Himmel hat dich mir heute in den Weg geführt, damit du mich retten sollst!"

Der junge Offizier kämpfte einen heftigen Kampf mit sich selbst. Er kannte des Marschalls rasches Urteil, und die Patronen in der Tasche des Chevaliers waren Beweis genug. Daß man dabei auf Madame besondere Rücksicht nehmen würde, war ausgeschlossen.

Und wieder kam das wehmütige Gefühl über ihn. Da hatte er sein Liebstes nun endlich gefunden, — um es selbst dem Tode entgegenzuführen.

Mit beiden Händen lockerte er den hohen Uniformkragen, siedendheiß wallte es ihm zum Herzen. Da war sie, die er geliebt mit all der Kraft seiner Jugend, mit all seinen Sinnen und nun? Dort drüben, in jener Heersäule erwartete man, daß er seine Pflicht tue, und hier, hier war seine Liebe . . .

Wieder flog sein Blick über die Frau. Liebe?

Sonderbar, daß seine Gefühle nicht mehr so heiß, so alles zurückdrängend schienen wie einst. Gewiß, sie war nicht mehr so schön wie früher, sie war eben um zwei Jahre älter geworden. Aber die machen doch gewöhnlich eine junge Frau nur noch schöner. Berta hatte diese Entwicklung nicht mitgemacht. Und was ihn am meisten störte, das war dieser Zug um den Mund, dieser sonderbare, unaufrichtige Zug . . .

"Zum Teufel, Herr Leutnant, was haben Sie denn da gefangen?"

Hubert Knorr fuhr aus seinen Träumereien auf und sah in das lachende Gesicht des Generals Pirch.

"Ich weiß es nicht, Herr General. Die Sache muß untersucht werden!"

Pirch schüttelte den Kopf. "Was soll man mit diesem Paß lange sackeln. Einfach füsilieren, das ist das Beste!"

Der entsetzte Aufschrei einer Frauenstimme antwortete ihm. Aber der General kehrte sich nicht daran. Brummend ritt er zu seinem Truppenteil zurück.

Hubert Knorr erstattete dem Feldmarschall, der sich von seinem Sturz wieder ziemlich erholt hatte, Bericht und übergab auf dessen

Befehl die Gefangenen einem besonderen Kommando mit der Weisung, sie auf das strengste zu bewachen und sie ständig zur Vorführung vor das Standgericht bereitzuhalten. In seiner weichen Stimmung aber ließ er für Verta sorgen, so weit dies unter den obwaltenden Umständen möglich war. Er wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, so frevelhaft auch diese Frau an ihm gehandelt hatte.

Ob es die Vorahnung einer kommenden Schlacht war oder ob es die Ereignisse des Tages waren, die Hubert Knorr nicht zur Ruhe kommen ließen, er konnte in dieser Nacht kein Auge zutun. Und überdies, zwischen seinen wirren Phantasien tauchte immer wieder das kecke Gesichtchen der kleinen Elisabeth auf in seiner lieben frischen Schönheit. Er wehrte sich gegen dieses Eindringen in seinen Gedankenkreis, hielt sich vor, daß unweit von ihm seine erste und wie er meinte, stärkste Liebe, sich in Qualen der Todesangst winde. Aber immer wieder drängte sich das kecke schöne Gesicht mit den guten braunen Augen in seine Gedanken, und halb befriedigt schloß er endlich ein.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Es regnete in Strömen. In aller Frühe stand das verbündete Heer marschfertig. „Das ist der Alliierte von der Raabach!“ lachte eine fast jugendlich helle Stimme und unter dem Jubel der Truppen fauste der greise Feldmarschall vorüber.

Und dann kam der Marsch. Man hörte den Donner des Kampfes von Waterloo herüber. Dort waren Wellington und Napoleon einander in die Haare geraten. Und die Preußen sollten dem Engländer helfen. Bis an die Achsen versanken die Geschütze in dem weichen Boden, die Soldaten spannten sich davor, aber nur schrittweise ging es vorwärts, bis die Kräfte erlahmten. Da setzte er wieder heran, weißhaarig und mit blitzenden Augen: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht; aber es muß gehen. Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?!“

Wie belebendes Feuer flammte es in den erschöpften Reihen auf; wie ein brausender Orkan rollte das Hurra, die dröhnende Huldigung an den greisen Marschall über das trübe, graue Feld. Alle Müdigkeit war verschwunden. „Biel Glück heut, Vater Blücher!“ klang es jubelnd hinter ihm her.

Um Mittag hörte der Regen auf. Ein Fieber kam über die Truppen, schon tobte der Kampf donnernd vor ihnen und sie brannten, mit dem verhassten Erbfeind handgemein zu werden. Da trafen um vier Uhr die Ersten des Korps Bülow am Wald von Frichemont ein. Es war die höchste Zeit, denn Wellington hatte viel Menschen verloren, teils durch den Feind, teils

hatten seine des Kampfes noch ungewohnten Engländer das Hasenpanier ergriffen.

Und mit einer Wucht, die man den vorhin noch so erschöpft scheinenden Truppen niemals zugetraut hätte, warf sich jetzt der Marschall Vorwärts auf den Feind, die Franzmänner weit über Frichemont hinausjagend.

Die junge französische Garde kam und zerstoß vor dem wütenden Angriff Zietens.

Dann aber kam das Neuzerste: Napoleon schickte die alte Garde gegen den Feind. Schon prallen sie auf die Engländer, die Schlacht steht. Allüberall schmettern die Sturmsignale, das ganze Heer marschiert. Vor seinen Mänen jagt mit geschwungenem Säbel Lützow. Brausender Jubel begrüßt ihn, die Trompeten fallen ein:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!“



Unter dem Jubel der Truppen fauste der greise Feldmarschall vorüber.

Wie ein Weihelied flogen die getragenen und doch so fröhlichen Klänge über das blutige Feld, alles mit sich fortziehend, begeistert.

Donnernd flogen die Geschwader über den leichenbesäten Boden und mit furchtbarer Gewalt prallen die Gegner aufeinander. Die Engländer und Zieten kommen zu Hilfe, da weicht die Garde. Sie will fliehen, aber festgekeilt in das wilde Chaos vermag sie es nicht. Die Kolben der Landwehr, die Krummsäbel der preußischen Reiterei halten furchtbare Arbeit, bis Luft geschafft ist. Und nun wälzt sich davon, was laufen kann; ein panischer Schrecken ergreift die übermütigen Franzosen. Ihre Angst wird zum Entsetzen.

Schon ist die Schlacht entschieden, der Kaiser ist auf der Flucht. Da nimmt Gneisenau die Reiterei zusammen und in atemloser Jagd fegen die Reiter hinter dem in sinnloser Angst fliehenden französischen Heere drein.

Hubert Knorr hat alle Müdigkeit, alle hemmenden Gedanken abgeworfen. Ganz vorn jagt er mit einer Handvoll Leute. Hinter ihm hallt mächtig und erschütternd ein Choral über das Feld des Sieges: „Herr Gott, dich loben wir!“

Der Siegestaumel ergreift ihn und die Kame-raden.

„Viktoria! Viktoria!“

Die Trompeten blasen aufjauchzend wieder die „Wilde Jagd.“ Und weiter stürmen die Reiter hinter dem fliehenden Erbfeind.

Gegen Morgen kehrten sie zurück, müde bis zur Erschöpfung, aber mit leuchtenden Augen. Wie ein Fieberschauer schüttelte sie die Siegesfreude, und heller Jubel empfing die Kommenden.

Ein Adjutant aus dem Hauptquartier trat zu Hubert Knorr.

„Sie sind Leutnant Knorr?“

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Seine Excellenz der Herr Generalfeldmar-schall wünscht Sie zu sprechen.“

Hubert stieg ab, übergab sein Pferd einem Manen und begab sich sofort zu dem Marschall.

In der zerschossenen Stube eines Bauern-hauses in Genappe fand er den alten Helden. Blicher lag in einem notdürftig zusam-mengestopfelten Bett und war offenbar leidend, empfing aber den Eintretenden mit lachenden Augen.

„Guten Tag, mein Sohn,“ sagte er und drückte dem Offizier kräftig die Hand, „na, sind wohl auch noch zu Ihrem Recht gekommen bei den Lumpenkerlen! Na ja, über das Persönliche von vorgestern abend reden wir noch, und im übrigen habe ich meinem Freund Wellington da von Ihnen ein paar Worte gesagt.“

Er machte eine Kopfbewegung nach einem am unteren Ende des Bettes stehenden älteren Herrn, den Hubert bisher übersehen hatte und in dem er jetzt seinen alten Vorgesetzten, den Herzog von Wellington, erkannte.

Der Engländer trat auf ihn zu, schüttelte ihm mit steifer Geste, aber kräftig die Hand und trat wortlos wieder zurück.

„Na ja,“ fuhr Blicher fort, „und da hab' ich eben gehört, daß Sie schon früher ein ver-fluchter Kerl gewesen sind. Und deshalb,“ er kramte auf der Bettdecke herum und fischte ein Eisernes Kreuz heraus, „nun eben, mein Sohn, nimm das nachträglich, bist ja auch unter mir ein tüchtiger Kerl gewesen!“

Fast zärtlich gab er dem völlig Ueberraschten die Hand.

Hubert salutierte und ging zur Thür. Da rief ihn der Marschall noch einmal zurück.

„Sag mal, mein Sohn, du hast doch den Kerl und das Frauenzimmer da eingebracht. Maro-deure, die man wohl am besten sogleich füllieren läßt?“

Verflogen war das Glücksgefühl über die soeben erhaltene Auszeichnung. Wie eine rohe Faust packte Hubert Knorr das Angstgefühl. Er hätte sich dem Marschall zu Füßen werfen und um das Leben der Beschuldigten bitten mögen.

Aber er nahm alle Kraft zusammen und sagte so ruhig wie möglich: „Ich bitte gehorsamt,



Er kramte auf der Bettdecke herum und fischte ein Eisernes Kreuz heraus.

Erzellenz, zunächst die Gefangenen selbst ver-hören zu dürfen. Es könnte sehr wohl sein, daß ihre Schuld gering ist.“

Er sah, wie der Marschall widerwillig zögerte. So gütig der alte Held sonst in Wirklichkeit war, gegen marodierendes Gesindel kannte er keine Nachsicht. Er überlegte eine ganze Weile.

„Meinetwegen,“ sagte er endlich, und das Widerstreben war ihm deutlich anzumerken, „geh, mein Sohn, aber spiele nicht selbst den nachsichtigen Richter.“

Hubert Knorr verstand diese Mahnung in ihrem vollen Ernst.

Draußen heftete er sich das Ehrenzeichen an die Brust und suchte dann nach Berta. Er fand sie inmitten eines Scharfschützenbataillons, und da man sie anderswo nicht hatte unterbringen können, war ihr der Plauwagen belassen worden. Den Chevalier aber hatte man weit entfernt von ihr unter scharfer Obhut untergebracht, um jede Verständigung zwischen den Gatten zu verhindern.

Berta sah dem jungen Offizier mit feind-seligem Blick entgegen.

„Dir allein verdanke ich diesen Aufenthalt,“ rief sie ihm zu. „Ich könnte längst in Paris sein!“

Er ließ sich durch den erregten Ton nicht irremachen.

„Nein, Madame,“ sagte er ruhig, „diese Lage verdanken Sie sich selbst und Ihrem Gatten!“

„Du hättest mich ziehen lassen sollen!“ beharrte sie erregt.

„Ich habe höhere Obliegenheiten wahrzunehmen,“ gab er zurück. „Im übrigen haben diese Auseinandersetzungen keinen Zweck: ich komme auf Befehl des Marschalls, um Sie zu verhören, Madame!“

Mit einem Schlage brach ihr ganzer Stolz wieder einmal zusammen. Sie schluchzte abermals in krampfhafter Weise wie am Tage vorher, und diesmal schien es wirklich echt zu sein, so daß Hubert Mitleid mit ihr fühlte.

„Fassen Sie sich, Madame,“ mahnte er beruhigend, „noch haben Sie nichts zu fürchten.“

Sie schluchzte unter dem Taschentuch hervor: „Immer »Madame, Madame«! Was soll dieser kalte Ton, Hubert? Bin ich dir so fremd geworden?“

Er fühlte, wie ihn das alte wehmütig-süße Gefühl wieder beschlich. Und dennoch konnte er ein Gefühl der Abneigung nicht los werden.

„Wir sind keine Kinder mehr, Berta von Nebenberg,“ sagte er leise. „Und die Zeit drängt, der Feldmarschall wartet. Sagen Sie mir also, bitte, was Sie zu sagen haben.“

Sie riß das Taschentuch herunter und fuhr fast auf ihn los.

„Was ich dir zu sagen habe? O, mein Gott, Hubert, befreie mich von diesem Scheusal, meinem Mann . . .“

„Madame?!“

Entsetzt war Hubert vor diesem stürmischen Gefühlsausbruch zurückgetreten.

Berta hatte sich rasch beruhigt. Und nun sprach sie weiter, mit einer seltsam müden Stimme.

„Verzeih meine Heftigkeit, Hubert. Aber ich bin unglücklich, so unglücklich. Ich habe mich an einen Glenden verschleudert. Der Kaiser hat ihn wegen Feigheit aus dem Heere gestoßen und ich hab' seine Wut entgelten müssen seit diesem Tage. O, er ist kein Mensch mehr, er ist ein Tier.“

So sehr diese Worte Hubert in einer andern Lage ergriffen hätten, so sehr wurde ihre Wirkung abgeschwächt durch die theatralische Geste, die ihnen anhaftete. Er fühlte sich abgestoßen, er wollte diese Szene rasch zu Ende bringen.

„Aber warum unterstützten Sie ihn bei diesem feigen Mordanfall?“ fragte er unvermittelt.

Sie war plötzlich ganz ruhig.

„Ich weiß nichts davon, Hubert, bei meiner Seltsamkeit, ich weiß nichts davon. Er befahl mir, am Rande des Gehölzes zu halten, bis er wiederkäme. Nach einer Weile fiel ein Schuß und der Deutsche schlug in seiner Angst auf die Pferde ein; das übrige weißt du!“

„Gut. Aber wie kommt es, daß Ihr in der Nähe des preussischen Heeres waret?“

„Wir haben ein kleines Gut ganz in der Nähe von Ligny,“ erklärte sie, offenbar der Wahrheit gemäß.

Aber dann kamen ihr die Tränen wieder.

„O, Hubert, hilf mir. Rette mich vor ihm, er wird mich töten, wenn er mich wieder in seine Gewalt bekommt!“

Hubert knorrte starr vor sich nieder. Hier konnte er nicht mehr helfen, der Mann war dem Tode geweiht . . .

Mit schonenden Worten teilte er seine Ansicht Berta mit. Sie schien wie von Krämpfen geschüttelt und begann zu schreien. Voll Angst trat er neben sie und faßte ihre Hand.

„Fassen Sie sich, Berta, es wird die beste Lösung sein, — verzeihen Sie das harte Wort. Ihnen wird nichts geschehen, dafür verbürge ich mich. Sie werden mit dem nächsten Krankentransport nach Deutschland zurückgehen und dort bleiben, bis Ruhe im Land ist. Dann können Sie sich aufhalten, wo es Ihnen beliebt. Nur eine Bedingung mache ich: Nebenberg werden Sie nicht wieder betreten!“

Sie hatte aufgehört zu weinen und sah ihn erschrocken an. „Und warum nicht?“

„Ich will es nicht!“ sagte er kurz.

„Und mein Mann?“ fragte sie wieder angstvoll.

Hubert zuckte die Achseln. „Das weiß Gott allein.“

Es trat eine Stille ein und endlich sah sie ihn mit müdem Blick an.

„Ich danke dir, Hubert, für deine Freundlichkeit. Du hast wohl das Menschenmögliche getan. Er hat schwer an mir gesündigt und ich bin mitschuldig. Leb wohl!“

Sie reichte ihm die Hand. Und Hubert erwiderte leicht den Händedruck und hatte keinen Gedanken dabei als den: sie hat keine Macht mehr über dich . . .

Langsam ging er davon.

Als er an der Stelle, wo der Chevalier gefangen gehalten wurde, vorüberkam, sah er eine gewisse Aufregung unter den Leuten. Auf seine Frage teilte man ihm mit, daß der Chevalier einen Fluchtversuch gemacht habe und dabei erschossen worden sei.

So traurig ihn diese Kunde im ersten Augenblick berührte, so vernahm sie Hubert doch mit einem Gefühl der Erleichterung. Es war die beste Lösung für Berta; aber wenn sie auch im Grunde ihr Schicksal verdient hatte, so konnte er ihr doch sein Mitgefühl nicht versagen.

Er ging zum Feldmarschall und erstattete ihm kurz Meldung. Der schien von dem Umstand, daß Berta bei der Sache unbeteiligt war, nicht besonders angenehm berührt.

„Ist immer eine faule Sache, mein Sohn, wenn so 'n Frauenzimmer dabei ist!“

Aber Hubert blieb fest.

„Ich verbürge mich für die Frau, Erzellenz!“
Blücher war indes nicht so leicht zu überzeugen und schließlich mußte Hubert in großen Zügen die ganze Sache erzählen. Der Alte war wütend.

„Eine feine Sorte das, die ihr Vaterland wegen eines Sanskulotten verläßt, Teufel auch! Bestell ihr einen Gruß, mein Sohn, und dazu meine grenzenlose Verachtung!“

Damit war die Sache erledigt. Hubert war wie von einem Alp befreit. Er ging im Lager umher und erstand etwas Obst und sonstige Geware, die der verwöhnten Berta von Nutzen sein konnten, und schickte sie ihr durch einen Soldaten zu. Ihn hatte lediglich das Gefühl des Mitleids mit ihrer Verlassenheit zu diesem Schritt bewogen, und er sagte sich, daß er einer andern Frau gegenüber ebenso gehandelt haben würde. Denn nur Mitleid hegte er noch für Berta von Nebenberg.

Am andern Tag begann der Marsch — der Siegeszug durch Frankreich. An einer Straßenkreuzung überholten die Truppen ein Wägelchen. Es mußte warten, bis die endlose Kette vorüber war. Als die Mänen vorbeirrten, beugte sich ein Frauenkopf unter dem Plandach hervor und sah sich suchend um. Es war Berta, die auf der Fahrt nach Deutschland begriffen war.

Hubert bemerkte sie und trabte neben den Wagen.

„Ich wünsche glückliche Reise,“ sagte er herzlich und bot ihr die Hand vom Pferd herunter.

„Vielen Dank,“ sagte sie und die Tränen standen ihr in den Augen. An ihrem bleichen Gesicht erkannte Hubert, daß sie alles wußte.

Noch ein Gruß mit der Hand, dann sprengte er davon. Ihm war so frei, so leicht auf einmal . . .

Es war ein lustiges Reiten durch das eroberte Land, von Sieg zu Sieg. Dann standen sie vor Paris. Noch einmal warf sich ihnen Vandamme, das „Scheusal im Soldatenrock“, entgegen. Aber er wurde geworfen, zersprengt. Da beugte sich das großsprecherische Franzosentum tief in die Knie vor dem Sieger. Paris fiel.

Zieten rückte am siebten Juli in die eroberte Stadt ein, Hubert folgte mit dem übrigen Heerteil am folgenden Tage. Das war der Friede.

Nun läuteten sie in der Heimat die Glocken und das Land erbrauste in Jubel. Endlich, endlich war der Tag der Freiheit, des Friedens angebrochen!

Eine machtvolle Sehnsucht kam über Hubert Knorr in diesen Tagen der Siegesruhe. Mit Gewalt zog es ihn in das stille Dorf, zu den lieben Menschen und — nun ja, er wäre nicht böß darüber, wenn er auch wieder mal das niedliche liebe Gesichtchen der kleinen Elsbeth zu sehen bekäme. Ob sie ihm noch grollte, ihn

noch einen Ofenhocker schalt, wenn sie das Eiserne Kreuz sah? Er wußte, daß das nicht arg gemeint war, und im Grunde war er ihr dankbar, daß sie ihn aufgerüttelt hatte, daß sie schuld daran war an seinen Kämpfen und Siegen. Auch an dem Sieg über sich selbst . . . Denn das war wohl der größte Gewinn, den er mit heimbrachte, die Erlösung von seinem trüben Sinnen, von Berta. Das hatte er nur Elsbeth zu verdanken. Und in seinen Träumen war sie um ihn; nur daß er von jetzt ab keine rechte Vorstellung mehr von ihrem Gesichtchen hatte, als einen roten, tiefroten Fleck unter dem Näschen. Und dieser kleine rote Fleck war wie eine vollreife Kirsch, nach der einem der Mund wässern konnte. Und da so allmählich die Reisezeit begann, bekam der Mänenleutnant Hubert Knorr auf einmal einen rechten Hunger auf reife Kirsch . . .

Es war an einem warmen sonnigen Spätnachmittag des September, als Hubert Knorr auf der Straße nach Nebenberg dahintrabte. Sein braunes, frisches Gesicht blickte heiter lachend in die Welt. Das Pferd, das man ihm für die Heimfahrt gelassen hatte, war mit Eichenlaub geschmückt und tanzte in munteren Sprüngen über die staubige Landstraße.

Da tauchte hinter einer Bodenwelle der Kirchturm von Nebenberg auf. Hubert hielt für einen Augenblick sein Pferd an und sah versonnen nach dem Zeichen der Heimat hinüber. Dann aber gab er vergnügt lachend dem Köhlein einen Schlag und ritt auf das Dorf zu.

Die Krieger waren schon wohl alle wieder daheim und ihn erwartete kein großer Empfang. Das war ihm recht so, er verlangte nicht danach. Schon sah er die ersten Häuser des Dorfes vor sich, da sprangen plötzlich vom Begrand eine Reihe Buben, die er gar nicht beachtet hatte, auf, sahen ihn erst mit großen Augen an und rannten dann mit Geschrei ins Dorf hinein.

Während er noch über dieses sonderbare Verhalten nachdachte, sah er schon aus den Häusern die Leute laufen, sah, daß noch Laubgewinde und Fähnchen von den letzten Empfängen der Heimkehrenden an den Hauswänden hingen — und da waren sie auch schon um ihn herum, lachten, jubelten ihm zu und drückten seine Hände, daß das Pferd kaum vorwärts konnte.

Ihm wurden die Augen naß; da waren sie alle, der Ortschulze, da kam der Schulmeister mit seinem guten alten Gesicht, und eben trat aus dem Pfarrhaus mit verwundertem Gesicht sein Vater. Aber seine Augen suchten weiter. Und sie fanden. Drüben, ganz schen in den alten Nebstock am Schulhause gedrückt, die zierlichen Hände wie in bebender Angst über der Brust gefaltet, stand eine feine Mädchengestalt — Elsbeth!

Noch mochte sie nur ahnen, wer der stattliche, junge Offizier sei, da war der Reiter auch schon vor ihr. Mit einem Sprung war er aus dem Sattel, sie sah ein lachendes, glückstrahlendes Gesicht vor dem ihren, und ehe sie nur einen Ton sagen konnte, pflückte Hubert Knorr die roten, reifen Kirschen, nach denen er sich so gesehnt.

„Hubert . . . Hubert . . . du . . .“ stammelte sie in höchster Verwirrung.

Der aber lachte hellauf. „Hab' ich dir nicht geschworen, vor aller Augen die zu küssen, die ich am liebsten hab', kleine Elisabeth?“

Und schon wollte sich der Leckermäulige wieder an die Kirschen machen. Aber da machten sich die andern über ihn her, Vater, Mutter und all die Umstehenden, lachend und jubelnd.

Und die kleine Elisabeth stand immer noch in die Nebenblätter gedrückt und wollte vergehen vor Scham, und wartete doch mit ihrem vor Glück fast zerspringenden Herzen, bis die andern ihn loslassen würden, damit er wieder in ihrem Kirschgarten auf die Schnabelweide gehen könne.

Das tat er denn auch, aber unter vier Augen. Und als vier Wochen später aus dem kleinen Wädel eine junge Frau geworden war, da war sie schier erstaunt über den ungeheuren Appetit, den der neugebackene Chemann aus Feindesland mitgebracht hatte.

ihnen hatte eine Frau, und der Lange hatte auch fünf kleine Kinder wie die Orgelpfeifen. Gehaut haben sie zusammen in einer einzigen Stube, die keines Eigentum war, denn sie war die Armenleutstube im Gemeindegäßel. Der Christian war von der Pike auf Schuster, der seiner Lebtag wohl viele „Stiefel“ gemacht, solche aber, die als Fußbekleidung hätten dienen sollen, die sind ihm wundersesten gelungen, und das war die Ursache, daß er rasch zum Flichschuster herabsank. Das war ein saures Handwerk und trug nicht viel ein. Die fünf kleinen Orgelpfeiflein aber wollten geagt sein, und der Christian war gezwungen, sich mit seiner Frau aufs Tagewerk zu verlegen. Der kurzbeinige Poldl ging mit seiner Alten auch ins Tagewerk aus; und weil er ein gar strebsamer Mann war, ging er auch überdies noch ins Nachtwerk aus. Nicht aber, daß man glauben sollte, der Poldl sei etwa im Stehlen oder Einbrechen herumgegangen — im Gegenteil: er war ein rechtschaffener Mensch und des Dorfes Nachtwächter.

Die zwei hausten, wie gesagt, in einer gemeinsamen Stube und sie lebten miteinander zu öfters in grimmiger Feindschaft. Bald hatten sich die zwei Männer selber beföhdet, bald gerieten sich die beiden Frauen in die Haare, zu allermeist aber waren die Kinder des Christian Ursache der Zwieträchigkeit. Wie oft kamen die hungrigen Rangen dem Poldl über die Brotlade und zehrten all die Sachen auf, die da fürsorglich aufbewahrt waren. Den Poldl hat das dann immer ganz höllisch gewurmt und die Feindschaft war wieder auf der Tagesordnung.

Im Dorf waren zwei Wirtshäuser, die miteinander einen Boten benötigten, der ihnen Gänge verrichtete nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen um etliche Bündel Rauchtobak, ein paar Schachteln Zigarren und andere notwendige Dinge, die im Dorf nicht zu haben waren, manchmal aber unverhofft benötigt wurden. Ein solcher Botengang in die Stadt trug einen Silberzwanziger ein, und wenn gelegentlich einer und der andere Bauer einen Auftrag bei einem Amt oder sonstwo zu besorgen hatte, gab es zuweilen ein Extratrinkgeld — heißt das, wenn's ein Freigebiger war; war's ein anderer, dann hieß es nur: „Bergelt's Gott.“ Das ist erstens eine fromme Redensart und zweitens ein billiger Lohn.

Der beindürre Christian war infolge seines langmächtigen Gehwerks zu einem solchen Botengänger wie geschaffen und er war auch der ständige Bote des oberen Wirtes, während hingegen der kurzbeinige Poldl des unteren Wirtes Sachen aus der Stadt heimholte, was aber den langen Christian unfählich wurmte, sintemal er auch den Silberzwanziger des unteren



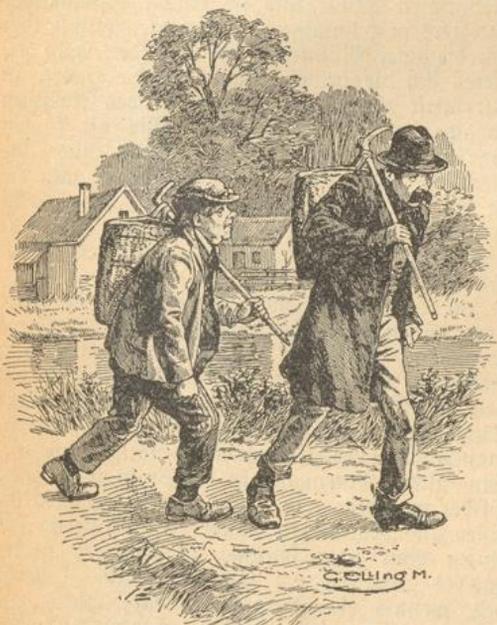
Unrecht Gut gedeiht nicht.

Ein Geschichtlein von Hans Kerschbaum.

Sie waren zwei arme Schlucker. Der eine, der Christian, war ein langer, krachdürrer Rund'; der andere, der Poldl, war kurzbeinig und rundlich wie ein Weinsäßchen. Jeder von

Wirtes gerne gehabt hätte. Wie hat er sich bemüht, den Poldl im Rekord zu schlagen! Er ist ja schier gelaufen wie ein Windhund, um seine Sachen rascher aus der Stadt heimzubringen. Hat damit aber nicht den gewünschten Erfolg erzielt; der Poldl blieb nach wie vor Botengänger des unteren Wirtes, der mit ihm ganz zufrieden war, denn der Poldl vergaß niemals eine Beforgung, so vielerlei er manchmal auch zu verrichten hatte. Kurz und gut: Der Poldl war der verlässlichste Mensch. Und das verdroß den Christian ganz fürchterlich, — er war dem Poldl brotneidig! Das war ein häßlicher Zug vom Christian! Aber fünf kleine Kinder — so klein sie immer auch sein mögen — sind doch keine Kleinigkeit. Und der Christian schmiedete an neuen Plänen . . .

An einem nebligen Herbsttage war es, als die zwei Boten wie gewöhnlich am Samstagnachmittag wieder nach der Stadt wanderten. Der Lange war immer voraus, der Kurze trabte hinterdrein, nur wenn sie eben nicht in Feindschaft lebten, gingen sie selbänder. Jeder trug seinen geräumigen Binseuzöger am Stock über



Der Lange war immer voraus, der Kurze trabte hinterdrein.

der Achsel und jeder ging diesmal wieder allein, denn die Freundschaft hatten sie wieder einmal aus der gemeinsamen Stube hinausgewettert.

In der Stadt haben sie ihre Zöger gefüllt und sind, wie sie es gewöhnlich taten, zum Branntweinjuden gegangen, um sich für die Heimwanderung zu erquicken. Als der Poldl kam, saß der Christian schon dort und trank sein Stamperl. Der Poldl aber setzte sich an

einen andern Tisch und tat, als hätte er den Christian nie gekannt. Dieser hingegen war angesichts des „Stamperls“ verfühlich gestimmt, nahm sein Gläschen und setzte sich damit zum Poldl.

„Geh weiter, Poldl,“ sagte er, „da trink einmal von dem meinigen!“ Und er wartete seinem Stubengenossen mit dem vollen Gläschen auf.

Doch der Poldl pofelte den Rauch seiner Pfeife dem Christian faustdick ins Gesicht und sprach mürrisch: „Han selber oan — is der nämliche!“

Aber der Christian ließ nicht nach.

„Geh weiter, Poldl,“ sagte er kameradschaftlich, „lass'n ma die dummen G'schichten geh'n — alleweil die Verdrießlichkeiten, die verdammten — geh weiter, trink ma oans miteinander!“

Der Poldl war ein gutmütiger Mensch. Die ewigen Feindschaften waren ihm selber zuwider. Es ist ja auch ein ganz ungutes Ding, das, wenn man dabei in einer Stube zusammen wohnen soll, das läßt sich denken. Also stießen sie wieder einmal auf neue Freundschaft an.

Und wie es denn schon immer so geht, ist nachher eins ums andere geredet und eins ums andere dazu getrunken worden, bis der Poldl richtig seinen „Schwül“ beisammen hatte. Dagegen aber ist der Christian immer nüchterner geworden, denn der hat es gar schlau angestellt: dem Poldl hat er unvermerkt immerzu das volle Glasel hingeschoben, er selber aber hat aus dem leeren getrunken. Also ist es so weit gekommen, daß dem ahnungslosen Poldl im Kopf bald die Geister herumstiegen, derweilen dem Christian ganz andere Dinge durch den Sinn gingen . . .

Die Stadtleute hatten schon die Lichter angesteckt, als die zwei Boten sich mit ihren Zögern auf den Heimweg machten. Den Poldl hat es gar grauslich hin- und hergeschwenkt. Und als sie draußen auf der nebligen Landstraße dahintappten, schien es, als wolle sich beim Poldl der Rauch noch immer stattlicher auswachen. Er — der Poldl — wußte schon nimmer recht, was alles er mit sich schleppte. Sechs Pfund Backmehl für die Pfarrersköchin, vier Pfund Grieß für die Hofbäuerin, zwei Packel Feigenkaffee für die Frau Schullehrerin, ein halb Duzend Widschachteln für den Häufelschuster, einen Bund Rauchtobak und einen Kranz frischer Selchwürste, die allein einen Gulden wert waren, für den unteren Wirt. Soviel vermochte der Poldl noch zusammenzudenken, dann hat sich aber das Gleichgewicht verschoben. Der Branntweindunst hat die paar armseligen Vernunftgedanken vollends in die Ecken des Hirnkastels gedrückt, so daß sich keiner mehr rühren konnte; einer von ihnen hat sich wohl noch einmal vorgebrängt und dem Poldl zugerant: „Mein lieber

Mensch, mit dem Branntwein hast du heut aber schon was Sauberes angestellt!" Aber da hat auch schon dieser höllische Branntwein wie ein Begelagerer den Poldl gepackt und ihn mitsamt seinem Zöger in den Straßengraben geworfen.

Und jetzt war der Augenblick da, wo dem Christian ein sehr niederträchtiger Gedanke durch den Kopf blitzte. Eine bessere Gelegenheit trifft sich nimmer, dachte er sich, und auf eine Gelegenheit hat der Christian ja schon lange gewartet.

Indes der Poldl ganz wirr im Graben herumkrabbelte, tat der Christian einen raschen Griff in Poldls Vinsenzüger, erhaschte den Kranz Selchwürste und ließ ihn sachte in der großen Rocktasche verschwinden. Dann packte er wie ein barmherziger Samariter den kleinen Poldl am Kragen und stellte ihn wieder recht-schaffen auf die Landstraße heraus. Den Zöger hing er ihm an den Stecken, dann ging's weiter. Im Dufel hatte es der Poldl nicht bemerkt, daß in seinem Zöger nimmer alles in Ordnung war. War er doch recht froh, daß er so glimpflich wieder aus dem Graben herauskam . . .

Der Wirt aber wetterte der untere Wirt schon über Poldls unerhört langes Ausbleiben. Das war ihm ganz was Neues. Weshalb er denn nicht kommen mag, der Poldl? Endlich schnaufte er daher.

"Na, Gott sei Dank!" seufzten die Bauern. "Da is er ja, der Himmelsakra!"

Sie begannen schon ihre Taschenmesser aufzupflappen, um den ungeduldig erwarteten Würsten die Haut abzuziehen.

Der Wirt tastete schon eine Weile im Vinsenzüger umher, räunte kopfschüttelnd den ganzen Plunder heraus und fand sich dann veranlaßt, dem Poldl sein Erstaunen auszudrücken, daß er in seinem Zöger heute aber schon eine rechte Sanwirtschaft beisammen habe. Die Mehltasche sei aufgeplatzt, die Wickschachteln lägen im Backmehl drinnen — na, die Pfarrersköchin könne schon eine Freud' haben. Der Tabak sei auch weiß wie ein ungebäckener Brotlaib, und . . .

"Du verschweifelter Racker, du! . . . Wo hast denn die Würscht' — haa? . . . Die hast mir gar am End' vergessen, du Himmelsakra! . . ."

Der Poldl war bestürzt. Selber begann er in den Sachen herumzukramen, dabei immerzu versichernd: "Die Würscht' müassen da sein — Die Würscht' han i gekaaft!"

Der Wirt schaute ihm zweifelnd ins Angesicht.

"Du, Poldl," sagte er unbarmherzig, "deine Augen tuan aber verdammt glofen (glühen)!"

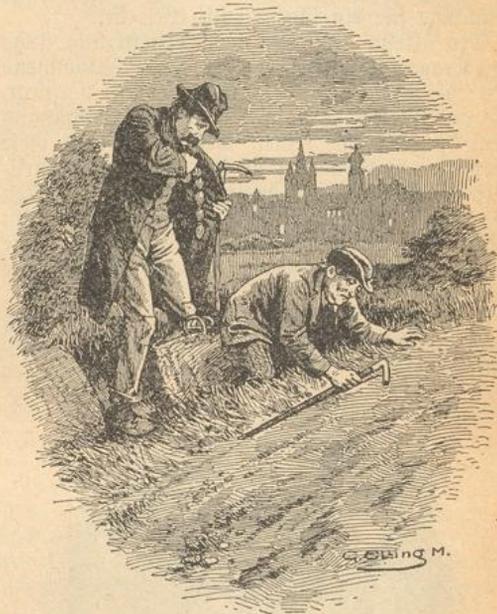
"Dös is vom Nöbel," rechtfertigte sich verzagt der Poldl.

"Den du dir beim Schnapsjuden ang'lossen hast, gel' du!" folterte ihn der Wirt.

Und die Bauern fragten ungeduldig, ob denn diese vertrackten Würste immer noch nicht zum Vorschein kämen.

Den armen Poldl hat diese verdankte Geschichte tief an seinem Ehrgefühl getroffen. Eine Laterne wollte er haben, um auf der Stelle die Würste zu suchen.

"Schau, daß du hoankimmst!" riefen ihm die Bauern zu. "Schlaf dir eher dein' Kausch aus!"



Christian ließ die Selchwürste in der großen Rocktasche verschwinden.

Das hat den Poldl arg getränkt. Wie ein armer Sünder ist er davongegangen.

In der Stube des Armenhäusels hatte sich indessen ein Vorgang abgespielt. Der Christian hatte seine Einkäufe klaglos abgeliefert und ist mit einer grimmigen Schadenfreude im Schurkenherzen heimgegangen. Daheim hatte er seinen Rock ausgezogen und ihn an den Wandnagel gehangen. Dann ist er hinausgegangen, um draußen Kleinholz zu hacken für den Sonntag. Er war ahnungslos und hat gepfiffen wie ein richtiger Schusterbub.

Die Weiber waren vom Tagewerk noch nicht daheim, der Poldl war mit einer Laterne ein Stück Weges zurückgegangen von wegen der Selchwürste, und die hungrigen fünf Kinder des Christian waren in der Stube allein und trieben es wie Tollhäusler.

Ob der Vater nicht einen Striezel aus der Stadt heimgebracht, kam's einem kleinen Dirndel in den Sinn; stieg es auf den dreibeinigen Schusterstuhl und hielt Leibbesichtigung an des Vaters Rock. Richtig! Zog es auch schon etwas aus der Tasche heraus, das dem kleinen Mädchen ganz und gar ein Unbekanntes war

Es zog und zog und fing schon an zu erschrecken, denn das Ding wollte kein Ende nehmen und es kam heraus wie eine seltsame Schlange — und dann rutschte der glatte Wurstkranz dem Kinde aus der Hand und plumpste zu Boden. Hei! Jetzt fielen die andern darüber her. Denn die haben schon gewußt, was diese langmächtige Schlange für ein Gutes zum essen ist.

Der älteste Bub hat dem Wurstkranz flugs den Kragen umgedreht. Mit einem Halbdutzend der duftigen Dinger hat er sich allein versorgt, die andern hat er nach instinktiver Abschätzung der Magengröße seiner Geschwister an diese verteilt. Bald hätten sie sich auch noch geprügel um die Würste, denn die andern merkten es, daß der Große sich's mit seinen sechs Stücken selbst gar zu gut gemeint hatte. Und eine mußte er noch abgeben. Dann begann die Mahlzeit!

Kein Mensch hätte je geahnt, daß die fünf Orgelpfeiflein des Flickschusters Christian sich so stille verhalten könnten. Nichts war in der



Das kleine Dirndl hielt Leibesvisitation an des Vaters Rocktasche.

Stube zu hören als ein lebhaftes Beißen, ein Schmazen und ein hastiges Schlucken, — dann waren diese Unglückswürste gewesen. Die Kinder leckten sich noch mit Wohlbehagen die fettigen Finger ab, als der Poldl wie ein geschlagener Rötter zur Tür hereinkam.

„Firmillionstern!“ hat er ergrimmt ausgerufen. „Wohin in die verdammten Würscht' nur vertan han — wann i nur dös wissen kunnt!“

Schrie ein fürwitziger Schlingel: „Poldl, mia

hamt just ane guat'n Würscht' gessen!“ Und der Bub leckte sich darauf gleich mit der roten Zunge den fettigen Mund ab.

Spizte der Poldl die Ohren.

„Ja!“ schrien die andern im Chorus, „viel Würscht' ham ma gessen!“

Kreuzsakrametten nochmal! Jetzt riß es den Poldl in die Höhe.

„Wieviel Würscht' seint es g'wen?“ fragte er den Großen.

Der hatte sie nicht gezählt, aber das richtige Maß wußte er ziemlich genau, nahm des Poldls birkenen Stecken und sagte: „A sölchernes Trumm hat es ausg'macht!“

Woher sie die Würste bekommen, forschte der Poldl eifrig und ward schon glührot im Gesicht.

In des Vaters Rocktasche seien sie gewesen, war die Antwort. Hat genug gewußt, der Poldl; hat sich seinen geschmeidigen Birkenstecken betrachtet und in sich hineingebremmt: „Den zerschlag' i an dir — Mordshaderlump übereinand'!“

Und der Christian kam zur Tür herein.

„D' Würscht' ham ma schon gessen, Bota!“ schrien die Kinder.

Dem Christian ist gleich nicht gut geworden. Die Holzhacke warf er hin und sein Angesicht ward weiß.

„Gnat, daß du da bist, — Lump, Haderlump, Rauber, Erzdieb! Gibst mir auf der Stell' meine Würscht' hinter, die du mir g'stohlen hast — Würscht'dieb, Lump falscher — oder legst mir ein' Gulden af'n Tisch her! . . .“

„Wer hat dir Würscht' g'stohl'n, Lauser! Das sag mir no amal!“ kreischte der Christian.

„Du! Du!“ schrie der Poldl. „Du Erzrauber! . . .“

Da hatten sie sich schon wie zwei wütende Ragen. Ein Ringen hat angehoben, wie diese Stube es niemals erlebt. Der kurze Poldl drehte den langen Christian, daß der mit seinen ungeschlachten Beinen Tisch und Dreisitz umschlug. Die Kinder flohen kreischend in die Winkel und heulten in allen Tönen. In der Stube staubte und krachte es, als wäre ein wilder Sturm dreingefahren. Und die zwei Ringenden fauchten und schnaubten fürchterlich. Dann kam das Purzeln an den Poldl. Der Christian hatte sich etwas erholt; ein paarmal hat er den Poldl herumgewirbelt wie ein Windrädle, dann hat er ihn sauber hingelegt . . .

Von den Würsten war keine Rede mehr. Nachdem sich aber der Poldl zusammengeklaubt, versicherte er dem Christian: „Mir wernd uns schon wo anders treffen!“ Und am andern Tag standen sie vor dem Ortsrichter. Es nickte dem Christian nichts. „Du hast iahm die Würscht' g'stohl'n, Christl!“ packte ihn der Ortsrichter gleich scharf, „und wennst iahm f' nit zahlst, wirft eing'sperret, das sag' i dir, du gemeiner Diab!“

Und der Christian mußte mit einem guten Gulden den Wurstkranz berappen, der auf so wunderbare Weise auch ihm entchwunden war.

Die Vertrauenswürdigkeit Földls habe er untergraben und den zweiten Silberzwanziger an sich bringen wollen — solches hat der Christian

Aber er war der Sohn und Erbe eines reichen Hofbauern, was ihm auf dem Dorfe, wo der Besitz von Geld und Gut nicht weniger als in der Stadt in die Waagschale der Wertschätzung fällt, doch immerhin ein gewisses Ansehen gab. Dazu besaß er eine Tatkraft, wie sie der erste Napoleon nicht besser hatte. Diese und seine kleinen, stets höhnisch oder unheimlich funkelnden Augen verschafften ihm im Orte den erwünschten Respekt.

Der einzige, der ihm nicht immer zu Willen war, war der Vater, ein im Gegensatz zum Sohne hochgewachsener Mann von würdigem Aussehen mit Silberhaaren, ein tüchtiger, dabei aber verständiger, seelenguter Bauer von altem Schrot und Korn, der die Meinung vertrat, daß alle und nicht nur der Bauer leben müßten, und dementprechend handelte.

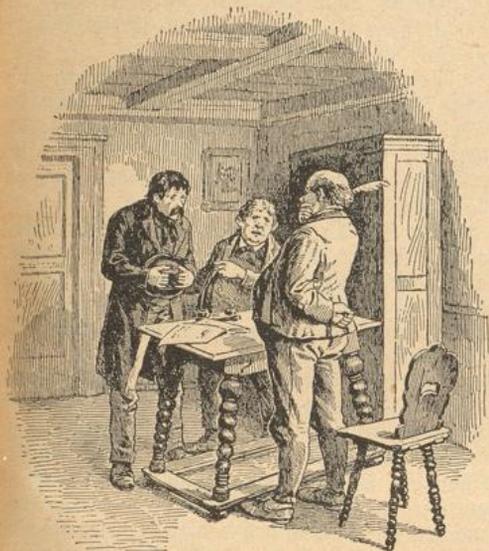
Daß dieser Vater so lange lebte und das Heft, das er, der Heiner, so gern in Händen gehabt hätte, nicht loslassen wollte, wurmte den Sohn. Er murrte über die alten, zu keiner Arbeit mehr tauglichen Leute im allgemeinen und im besondern über den Vater, der mit seiner Weichherzigkeit die Dienstboten verwöhnte und verziehe und manches nutzlos verschenke.

Allzulaut durfte er freilich seinem Mißbehagen über des Vaters Regiment zu seinem großen Verdruße nicht Ausdruck geben; denn der Vater kannte sein Recht und ließ es sich von niemand, auch vom Sohne nicht, verkümmern. Das hatte der Heiner eines Tages, als er in seinem Geize über den Strang schlagen und eine alte Frau, die um etwas zu bitten kam, in seiner barschen Weise fortjagen wollte, zu seinem Schrecken erfahren.

„Heiner,“ hatte da der Vater gesagt, indem er sich mit zorngerötetem Gesicht in seiner ganzen Länge vor den Sohn hinstellte, „du läßt mir die Frau und überhaupt die armen Leute, die hier Sättigung verlangen, in Ruhe. Vorderhand bin ich noch Herr und Meister hier, und nicht du, und kann meine Sache geben, wem ich will; verstanden? Nicht alle Leute können Hofbauern sein. Aber auch die, die es nicht sind, müssen leben. Und ist auch dann und wann ein Empfänger unwürdig, in keinem Fall der Geber, der den guten Willen zum Helfen hat. Das Almosengeben macht nicht arm. Dagegen sind schon viele, die dem andern das Brot vom Munde wegnahmen, verlumpt, und es kann auch dir noch so gehen, falls du mit deiner Uebertriebenheit fortfährst.“

Damit hatte sich der Vater umgekehrt und hatte den Sohn wie einen gezüchtigten Schuljungen stehenlassen.

Und der Heiner, so wütend er auch war, mußte sich's gefallen lassen; denn der Vater, das wußte er, konnte, falls sich der Sohn aufjässig zeigte, den Hof der Schwester Marie



G. EWING M.

Und am andern Tag standen sie vor dem Ortsrichter.

redlicherweise eingestanden; und dabei hat er halt wieder einen „Stiesel“ gemacht von jenen, die nicht zum Anziehen waren.

Der brave Földl stand als Botengänger wieder im schönsten Lichte da. Aber dem Christian und dem Branntwein traute er nimmer.

Allzu scharf schneid't nicht!



Der Heiner, der einzige Sohn des reichen Hofbauern Walter, war mit seinem alten Vater schon lange nicht mehr recht zufrieden und verbitterte ihm das Leben durch ein ewiges Murren, Brummen und Mörgeln.

Dieser Heiner war ein kleines, schwächliches, völlig bartloses, aber sehr hitziges, auffälliges Männchen, das am Schaffen nie genug bekam und dessen Handlungen einzig und allein von Herrsch- und Habsucht geleitet waren.

Bei seiner Schwächlichkeit würde ihn trotz der hohen Kanonenstiesel und des breiten Schlapphutes, die er immer trug, niemand groß beachtet haben, so sehr er auch fluchte und wetterte.

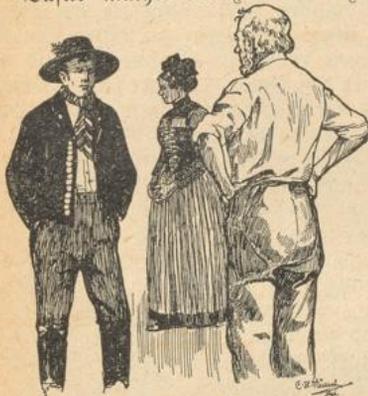
verzeichnen, zu der er ohnehin eine größere Neigung hatte.

„Ich muß mich fügen,“ sagte er in sich hinein. „Aber wenn ich einmal Bauer bin — na, dann wird jedenfalls aus einem andern Loche ge-
piffen hier, und mit den Bettel-leuten, den Hausierern, Vaganten und den Huzel- und Huzel-
weibern mach' ich dann kurzen Prozeß!“ —

Und als der Tag, da der gute Vater dieses Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, kam und der Heiner Bauer wurde, führte er sein Vorhaben auch schonungslos aus.

Mit den Hausierern und Bettlern — zu diesen zählte der Heiner alle armen, wenn auch noch so braven Leute — bekam er nichts zu tun, denn diese blieben, als sie von seiner Thronbesteigung Kenntnis erhielten, klugerweise weg und sagten zueinander: „Da gehen wir nicht mehr hin, denn der junge Narr ist am Ruder!“ —

Dafür machte der Heiner in Haus und Hof, in Stall und Scheune, unter seinen Dienstboten Ordnung, wie er sagte. Die ganze Wirtschaft wurde von Grund aus geändert, so, als ob der Vater, der gute, alles verkehrt gemacht hätte.



„Heiner,“ hatte der Vater gesagt, „du läßt mir die armen Leute in Ruhe.“

So trefflich er aber das Regieren auch verstand, und eine so große Meinung er auch von sich und seinem Können und Wissen hatte, das sah er doch ein, daß er ohne Bäuerin nicht in der gewünschten Weise vorwärtskommen könne; denn die Madlene, eine Base von ihm, die das Hauswesen führte, war zwar fleißig und tüchtig, aber eigensinnig wie ein alter Esel und hatte vor ihm, dem Bauern, den doch alle fürchten sollten, nicht die mindeste Angst. Im Gegenteil, es kam nicht selten vor, daß sie ihm ganz ohne Schen ins Gesicht lachte.

Darum, aber auch nur darum bewarb sich der Walterheiner um des Schweizerbauern Christine, eine hübsche, stattliche Person.

So rasch und freudig, wie der Heiner es sich vorgestellt, ging die Christine aber nicht auf seine Pläne ein. Sie kannte den kleinen Mann mit allen seinen Tugenden und Untugenden und daß der Mängel mehr waren als der Vorzüge.

„Ich danke für den ehrenvollen Antrag, Heiner,“ sagte sie zu ihm, als er ohne alle Einleitung sie zur Frau begehrte, „aber das Heiraten

ist eine so ernste Sache, daß es wohl überlegt sein muß. Laß mir also noch eine Weile Bedenkzeit.“

„Bedenkzeit! Um ihn, den reichen Walterbauern zu heiraten. Das Weibsbild mußte nicht recht bei Trost sein, dachte Heiner. Aber solange sie noch frei war, hatte er auch keine Macht über sie. Es stand in ihrem Belieben, zu tun, wie sie wollte.“

„Meinetwegen,“ entgegnete er daher, „vierzehn Tage will ich dir noch geben. Aber dann, Christine, mußt dich ausbehalten haben; denn daß ich vor einem Weibsbild auf die Knie niederfalle wie die einfältigen Stadtpoppel, nein, das gibt's nicht.“

Wäre die Christine allein gewesen, hätte sie ohne Rücksicht auf andere nur ihrem innersten Empfinden folgen können, sie hätte einer Bedenkzeit nicht bedurft. Sie hätte ihm sofort endgültigen Bescheid geben können, aber freilich einen abschlägigen.

Aber ihre Eltern, das wußte sie, wünschten diese Verbindung, wenn auch nicht gerade des Heiners, so doch seiner schönen Güter wegen.

„Du nimmst ihn, Christine,“ hatte der Vater schon vor Wochen gesagt, „du nimmst ihn, falls er, wie es den Anschein hat, dir einen Antrag machen sollt! Ich geb's ja zu, daß er die feinste Lebensart nicht hat, und Gemüt wird auch nicht viel bei ihm zu finden sein. Aber er hat Haus und Hof und dazu noch hübsch Geld, und um des warmen Nestes willen übersieht man die ruppigen Federn, die der Vogel hat, der darin sitzt. Du wirst durch diese Heirat auf jeden Fall eine wohlversorgte und angesehene Bäuerin. Das ist die Hauptfach'. Was des Heiners Rauheiten betrifft, so werden sie dir, wie ich denke, nicht groß weh tun. Du bist ja einen ganzen Kopf größer als der Knirps, und hast ihn daher nichts weniger als zu fürchten.“ —

Auf solche und ähnliche Vorhaltungen ihres Vaters und anderer Angehörigen hin entschloß sich die Christine endlich zu dem schweren Schritte, von dem sie sich des Glückes so wenig versprach.

Auf der Hochzeit ging es zwar hoch und prächtig her. Kälber, Schweine und Schafe mußten zur Erhöhung der Feier das Leben lassen. Der Wein floß in Strömen und ganze Berge von Kuchen wurden verzehrt; denn wenn es zu prohen und den reichen Bauern zu zeigen galt, hielt der Heiner die Hand nie auf der Tasche. Und weil er an diesem Tage sich so ziemlich wie andere Menschen betrug, wiegte sich die junge Frau schon in der angenehmen Hoffnung, daß er am Ende doch gar so schlimm nicht sei und durch etwas Liebe und Güte noch genießbar gemacht werden könnte.

Aber gar bald mußte sie erleben, daß an

ihrem jungen Eheherrn in bezug auf Besserung seines Benehmens Hopfen und Malz verloren seien; denn schon am zweiten Tage nach der Hochzeit gab er ihr eine Probe seines wahren Wesens zum besten, die alles, was sie befürchtet hatte, noch weit übertraf.

Als Tochter vermöglicher Eltern hatte die junge Frau natürlich auch eine hübsche Ausstattung gebracht, und da waren es ganz besonders die schönen Betten, die ihr Freude machten. Der Bauer aber, der sein Leben lang auf einem Strohsack geschlafen hatte, war jedem Luxus, als den er solche Betten ansah, abhold und sagte zu seiner jungen Frau: „Die neumodischen Nester, Christine, passen mir nicht; die hättest schon daheim lassen können. In solchen Herrennestern zu liegen, bin ich nicht gewohnt. Drum ist es das beste, du bringst die Matratzen hinauf auf den Speicher und bringst Strohsäcke herein, wie sie für ein Bauernhaus passen.“

Als die Christine ihm entgegnete, daß man an die Matratzen sich sehr leicht gewöhne, und daß sie schon in bezug auf Reinlichkeit den Vorzug vor den Strohsäcken hätten, entgegnete er barsch: „Ist mir gleich, ich will meinen Strohsack haben, und damit du ihn ausschütteln sollst, eben deswegen hab' ich dich genommen. Zum Faulenzen brauch' ich keine Bäuerin.“

Der guten Christine wurde es schwarz vor den Augen ob dieser Rücksichtslosigkeit und Eigensinnigkeit ihres Mannes.

„Alle ordentlichen Leute,“ sagte sie, „haben heutzutage Matratzen, und würden es einem mit Recht übelnehmen, wenn man sie deswegen für Faulenzen ansehen wollte.“

„Andre Leute,“ entgegnete der Bauer, „können tun, was sie wollen, meinethwegen auf Samt und Seide liegen. Hier aber bin ich der Herr, und weil ich keine Matratze will, muß sie eben raus! Punktum!“

Die junge Frau wollte den Frieden. Und so unsinnig das Verlangen des Mannes auch war, sie tat nach seinem Wunsche. Sie brachte die teuren Koffhaarmatratzen auf den Speicher und füllte die polierten Bettstellen mit Strohsäcken.

Aber der Dank, den sie dafür bei ihrem Manne erntete, war nicht groß; denn als sie ihm zum Vesper mit dem besten Willen einen Schoppen Wein und zum Brot ein Stück Speck vorsetzte, schaute er sie wild an und sagte: „Was fällt dir ein? Den Speck kannst selber essen, wenn du Lust hast. Ich bin kein Knecht, daß ich mir von der Bäuerin den Speck vorschneiden laß! Den hol' ich mir schon selber, verstanden?“

Als die Bäuerin ihm vorhielt, daß sie es nur gut gemeint habe, sagte er grob: „Ist mir einerlei, wie du es gemeint hast. Ich laß' mir einfach den Speck nicht vorschneiden!“

Auf solche Kleinliche, einfältige Weise quälte der Mann seine junge Frau, mit der im Frie-

den zu leben ihm doch in jeder Hinsicht nur nützlich gewesen wäre.

Die Christine vergoß erst bittere Tränen. Als aber diese und alle ihre Bitten und Vorstellungen bei ihrem eigenmächtig in beschränktem Größenwahn dahinlebenden Manne nichts fruchteten, da wurde das Weiche in ihr hart und sie erinnerte sich der Worte ihres Vaters: „Du wirst dich doch vor dem Knirps nicht fürchten.“ Sie kehrte die weniger angenehme Seite ihres Wesens heraus und versuchte mit Trotz, was ihr mit Güte zu erreichen nicht möglich gewesen war.

Aber damit kam sie bei ihrem kleinen Manne übel an. Der fluchte und wettete, daß die Balken unter dem Dachstuhle sich bogen. „Das fehlte mir noch,“ sagte er bei solchen Anlässen, „daß ich mir von der Bäuerin trozen ließe! Ich bin der Bauer und darum auch Herr im Haus, verstanden?“

Und nicht aus Furcht vor ihm, sondern zur Verhütung von Streit tat die Bäuerin nun, was der Bauer wollte, gleichviel, ob seine Anordnungen vernünftig, klug oder unsinnig waren. Sie hatte keine Freude mehr am Geschäft, und die Folgen ihres und seines Tuns ließen sie bald völlig gleichgültig.

Eines Tages aber, es war im siebten Monat ihres unseligen Ehestandes, lief ihr die Galle doch über, und der längst gesprungene Krug kam völlig zum Brechen.

Droben in Winterdingen, einem Nachbarort, war die Köhlewirtin, eine Verwandte der Walterbäuerin, plötzlich und in noch jungen Jahren gestorben. Natürlich wollte und mußte ihr die Bäuerin das letzte Geleit geben.

„Und welchen Weg gehst du?“ fragte sie der Bauer, als sie sich richtete und zum Leichenbegängnis anzog.

„Natürlich geh' ich hinauf zum Köhle, wie andre Leute auch,“ entgegnete die Bäuerin.

„Nein, du wartest unten im Dorf, bis die Leich' kommt, dann kannst du dich dem Zuge anschließen,“ sagte der Bauer in Ton und Haltung eines kommandierenden Generals. „Es ist nicht nötig, daß du in der Welt herumstreichst und für die Kay' den weiten Weg machst.“

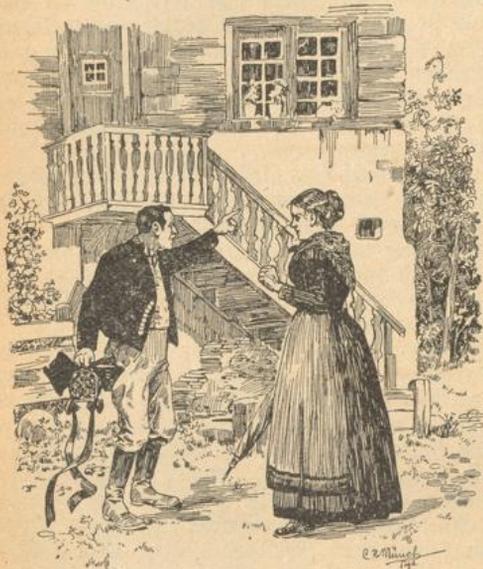
„Das kann dir doch gleichgültig sein,“ entgegnete die Bäuerin gereizt, „ich muß ja den Weg laufen und nicht du,“ und damit ging sie fort ohne Abschied und richtig auf der Straße, die hinauf zum Köhle führte.

Eine solche Widerpenstigkeit! Nein, das ertrug der herrschgewohnte Bauer nicht. Er eilte ihr zornbebend nach, riß ihr die goldgestickte Staatshaube vom Kopf und sagte: „So, jetzt bleibst ganz daheim, du eigenmächtig, nichtsnutziges Ding. Augenblicklich kehrst um! Verstanden?“

Wenn ihr der Bauer eine derbe Ohrfeige gegeben hätte, wer weiß, sie hätte es am Ende

noch ertragen. Aber die Staatshaube vom Kopf reißen, die Staatshaube, auf die sie nicht weniger stolz war als die Königin auf ihre Krone — nein, das ertrug die Bäuerin nicht.

Zum zweitenmal erinnerte sie sich der Worte ihres Vaters: „Du wirst dich doch vor dem



Er riß ihr die goldgestickte Staatshaube vom Kopf und sagte: „So, jetzt bleibst ganz daheim!“

Knirps nicht fürchten!“ Und in diesem Augenblick, wo alles in ihr kochte, fürchtete sie ihn weniger als je. Sie gab dem kleinen Mann einen Stoß vor die Brust, daß er weit von ihr ab taumelte, und sagte: „Daß du mir nicht mehr an den Leib kommst, Tropf, elender, oder ich erwürg' dich. Glaubst, ich sei eine Scherenschleiferin, daß ich mich wie eine Sklavin von dir behandeln lassen müßt? Ich geh' heim, aber dahin, wo ich herkommen bin. Ich hab' mein Leben nicht gestohlen, daß ich mir's von einem Narren verbittern und verelenden laß!“

Damit ließ sie den völlig erstarrten und sprachlos ihr nachschauenden Bauern stehen und ging mit der zerzausten Staatshaube heim zu ihren Eltern, wo sie einige Wochen später einem hübschen Bübchen das Leben gab.

„Sie kann bleiben, wo sie will,“ sagte der Bauer, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, wieder ganz in seinem Elemente war und mit der Obermagd haufte, „aber der Bub gehört mir und sie muß ihn herausgeben.“ Und da die Christine sich zur Herausgabe des Kindes nicht bequemen wollte, beschritt er sofort den Weg der Klage, der ihn den bestehenden Gesetzen nach zweifellos auch zum Ziel geführt haben würde. Allein es trat ein Ereignis ein, das die Fortsetzung des Prozesses unnötig machte.

Am Abend eines schwülen Sommertages saßen der Bauer und der Sepp, ein älterer Mann, der schon seit vielen Jahren auf dem Hofe als Oberknecht diente, auf der Bank vor dem Hause, um die am kommenden Tage vorzunehmenden Geschäfte zu besprechen und die kühle Abendluft wohlthätig auf sich einwirken zu lassen.

Da kam des Weges wankenden Schritts ein junger Mann, der seine geringen Habseligkeiten, vielleicht ein altes Hemd und ein paar schmutzige Socken, in einem rotgetupften Taschentuch trug und in dem ledergelben, eingefallenen Gesicht das Gepräge des vollkommensten Elendes wies. Der bat den Bauern in schwacher, kaum vernehmbarer Stimme um eine Nachtherberge, weil er infolge seiner Schwäche und Ermüdung nicht mehr gut weiterkomme.

„Wenn du eine Nachtherberge brauchst,“ sagte der Bauer, der alle armen Leute duzen zu dürfen glaubte, schroff und barsch, „dann ist drunten im Dorf das Wirtshaus, wo du um Geld ein Nachtlager und auch zu essen und zu trinken bekommst. Und hast du kein Geld, nun, die Nacht ist ja nicht kalt und du kannst unter einen Baum liegen, wie du es tagsüber wahrscheinlich getan hast. Das fehlte mir noch, daß ich die Tagdiebe, die in der Welt herumlungern und nichts schaffen, füttern und herbergen müßt. Schaff, wie wir auch schaffen müssen, dann hast du zu essen und jeden Abend dein Bett!“

Er würde ja gern arbeiten, entgegnete fast weinend der Mann, wenn er nur irgendwo ankommen könnte. Aber schon seit sieben Wochen bewerbe er sich erfolglos um Arbeit. Er sei Zigarrenmacher, und die Unternehmer könnten wegen Mangels an Bestellungen zurzeit nicht nur keine Arbeiter einstellen, sondern müßten noch die vorhandenen entlassen. Eine schwere Arbeit habe er noch nie verrichtet, und bei seinem jetzigen Zustand wäre er zu einer solchen schon ganz und gar untauglich.

„Geschieht dem Fabrikervolk ganz recht,“ sagte der Bauer, „wenn ihm das Wasser zeitweise in den Mund lauft. Alles will heut in die Stadt und den Herrn und die Dame spielen. Bei den Bauern, wo sie Arbeit und Brot hätten, paßt es ihnen nicht. Kommen sie aber an den Hag an mit ihren Kenntnissen und Windbeutelereien, dann wären wir Bauern recht. Unser Brot würden sie essen. Aber schneiden und Garben binden — nein, das wollen sie nicht. Nein, Bürschle,“ schloß er, mit der Hand den jungen Mann unbarmherzig abweisend, „nein, von deiner Gattung behalt' ich keinen.“



Da kam des Weges wankenden Schritts ein junger Mann.

Traurig ging der junge Mann nach dem Dorfe hin, um dort zu suchen, was ihm hier auf dem Hofe so unbarmherzig versagt war. Der Sepp aber, der Oberknecht, der ihm mit-leidig nachsah, sagte zum Bauern: „Hättest den armen Teufel auch behalten können, Heiner. Die Scheuer wär' nicht eingestürzt, wenn er auf einem Bund Stroh über Nacht sich ausgeruht hätte.“

„So, du meinst, ich hätt' ihn behalten können?“ sagte der Bauer, über Sepps Vorhalt gereizt. „Freilich hätt' ich ihn behalten können und noch zehn andere dazu. Aber ich will nicht, Sepp, ich will nicht. Die Leute sollen bei den Bauern bleiben, dann haben sie Arbeit und Brot. Aber das Pack will lieber in die Stadt, weil es dort mehr Gelegenheit und Spielraum zur Niederlichkeit hat und nicht schaffen muß. Tagelöhne sind's, alle, die in die Fabrik laufen, und es kann mich nur freuen, wenn sie zu-weisen in eine Lag' kommen, wo sie den Hosens-riemen enger schnallen müssen.“

„Du schwäwest, wie du es verstehst, Heiner. Aber du verstehst nicht viel von der Welt und ihrem Lauf. Du bist einer von den besten Bauern hier im Tal, soweit Geld und Gut in Betracht kommen. Aber trotzdem könntest sogar im Hochsommer höchstens zwei bis drei Arbeiter mehr beschäftigen, als du zurzeit hast. Im Winter aber hast an uns zuviel. So ist's auch bei den andern Bauern. Aber gesetzt, es könnten auch noch Zehntausende bei den Bauern unter-kommen, die in den Fabriken beschäftigten Leute zählen nach Millionen. Wo wollte man mit ihnen hin, wenn es die von dir so gering geschätzten Fabriken nicht gäbe?“

„Das ist ja eben das Traurige,“ sagte der Bauer, „daß das Gesindel, das nichts zu beißen und zu nagen hat, noch heiraten und einen Haufen Kinder in die Welt setzen darf, die wir Bauern dann erhalten müssen, bei Gott!“

„Nicht so hitzig, Heiner, und auch nicht so ungerecht; denn allzu scharf schneid't nicht,“ sagte der Sepp. „Und ein Unrecht ist's, wenn du alle in den Fabriken beschäftigten armen Men-schen zum Gesindel rechnest. Die meisten sind fleißige Arbeiter, und wie die Bauern haben auch sie ihre guten und schwachen Seiten. Die meisten gehen auch nicht in die Fabrik, weil es ihnen ein besonderes Vergnügen macht, sondern weil sie von Jugend auf darauf angewiesen waren. Wie der Bauernsohn ein Bauer, so wird der Sohn eines Fabrikarbeiters eben wieder Arbeiter, weil ihm die Mittel, einen andern, ihm vielleicht mehr zusagenden Beruf zu ergreifen, in der Regel fehlen. Und daß die Bauern diese Leute erhalten müssen, davon kann schon gar keine Rede sein. Im Gegenteil hat von der Zunahme der Arbeiterbevölkerung kein Stand einen größeren Nutzen, als gerade der Bauer.“

Wenn es keine Stadtleut' gäbe, wo wolltest du mit dem Ueberfluß deiner landwirtschaftlichen Produkte hin? Einer braucht den andern, der Arbeiter den Bauern, und dieser den Arbeiter. Drum ist es eine Torheit, wenn einer sich über den andern erheben will. Auch bist du sehr im Irrtum, Heiner, wenn du meinst, daß sie in der Stadt nicht arbeiten müßten. Es gibt dort Geschäfte, die viel anstrengender und aufreibender als das Bauerngeschäft sind. Jedenfalls ist es kein Vergnügen, den ganzen Tag am gli-henden Ofen in der Knopffabrik zu stehen. Unter allen Umständen ist ein reicher Bauer, wie du einer bist, hundertmal besser dran als ein armer Arbeiter, der bei aller Müh' und Arbeit von der Hand in den Mund lebt und jeden Tag sein Brot verlieren kann. Man muß leben und leben lassen, Heiner, und nicht alles übers Knie abbrechen wollen; denn allzu scharf schneid't nicht.“

„Allzu stumpf aber auch nicht,“ sagte hämisch lachend der Bauer.

„Drum gibt's ein Sprichwort, es heißt: zu wenig und zu viel verderben jedes Spiel.“ Man muß immer den Mittelweg gehen, Heiner, dann trifft man das Richtige. Alles Uebertriebene ist vom Uebel. Und ob du auch drüber lachst, ich bleib' dabei: allzu scharf schneid't nicht.“

„Und wenn der Pfarrer stirbt,“ sagte der Bauer, „dann mußt du dich um sein Amt be-werben; denn das Predigen und Litaneien verstehst du aus dem Fundament.“

„Wenigstens weiß ich, daß sich die Welt nicht einzig deines Hofes wegen dreht. Du aber scheinst es nicht zu wissen. Drum muß man dich dran erinnern. Was hast du doch für ver-worrene Ansichten und glaubst überhaupt, daß nur der Bauer ein Mensch sei? Alles andere ist in deinen Augen Gesindel. Wirst aber, wenn du in dieser Meinung beharrst und in deiner Uebertriebenheit fortmachst, noch oft die Nase anrennen.“

„Und wenn ich sie noch hundertmal anrenne,“ schrie der über diese Rede aufs äußerste erbohte Bauer, „dann geht es dich nichts an. Du hast mir nichts zu befehlen, aber ich dir! Verstanden?“

„Aber nur so lange mir's beliebt, hast du mir zu befehlen,“ entgegnete Sepp ruhig. „Das Herrenleben, das man bei dir hat, findet man anderswo auch, und nicht etwa die Neigung zu dir, nein! die Anhänglichkeit an den Hof, auf dem ich unter deinem vernünftigen Vater fünf-zehn Jahre diente, hat mich bisher noch fest-gehalten.“

„Ich pass' dir also nicht?“ fragte der Bauer. „Dann kannst ja gehen. Wie du einen andern Meister kriegst, so werd' ich auch einen andern Knecht finden.“

„Heut,“ sagte Sepp, „hab' ich auf dem Hof geschafft, hab' also noch das verdiente Recht

zum Uebernachten. Aber morgen früh geh' ich bestimmt. Und ebenso bestimmt weiß ich, daß ich eher wieder einen Meister hab', als du einen Knecht hast; denn du bist schon so bekannt, daß du einen richtigen gar nicht mehr bekommst."

"Jetzt hast du aber Zeit, Sepp, daß du mir aus den Augen kommst, oder es gibt was," schrie der Bauer wütend, indem er sich von der Bank erhob und seine geballten Fäuste zeigte.

"Heinerle," sagte Sepp höhnisch, "mach dich nicht lächerlich. Du wirst wissen, daß ich einen Sack Korn auf der rechten und den zweiten auf der linken Schulter trage, während du nicht einen zwingst."

Damit ging er ruhig und gelassen, als ob für ihn kein Heiner mehr auf der Welt sei, hinauf in seine Kammer.

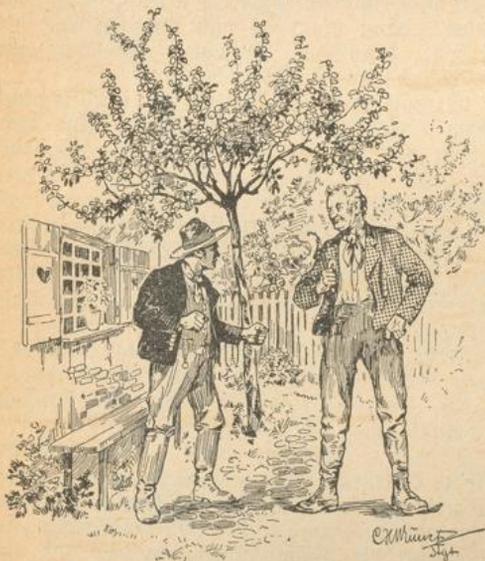
Der Bauer aber ging hinein in seine Stube, in der er noch lange wie ein gefesseltcs Tier wütete. Der Sepp hatte ihn schwer beleidigt; denn er hatte seinem Größenwahn einen empfindlichen Dämpfer aufgesetzt. Und dennoch bedauerte er, daß er den Beleidiger, diesen Sepp, verlieren sollte; denn so wütend er auch über ihn war, er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er einen solchen Knecht nicht so bald wieder bekäme. Der war ein fleißiger, nüchtern

Er verlor diesen Sepp ungern, aber zeigen durfte er es ihm nicht. Das litt sein Stolz nicht. Er, der Walterbauer, und einen Knecht ums Bleiben bitten! So was war nicht auszu denken.

"Sepp," sagte er drum am andern Morgen, "wenn du deine Sache gepackt hast, kommst



Dort fand ihn die Madlene; aber er war nicht mehr lebend.



"Heinerle," sagte Sepp höhnisch, "mach dich nicht lächerlich."

Mann. Er kannte den Hof und dessen Geschäfte wie seine Hosentasche; er war bei den andern Dienstboten sehr beliebt, er hatte sie völlig in der Hand und wußte sie ganz nach seinem Willen zu lenken und zu leiten. Und dieser Sepp wollte nun fort, mitten in der Ernte, wo er ihn am notwendigsten gebraucht hätte! —

dann in die Stube und holst deinen Lohn, der noch aussteht."

"Wenn der Sepp geht, gehen wir auch," sagten die andern wie aus einem Munde. "Ihm zulieb sind wir allein noch geblieben."

"Zum Teufel auch!" schrie der Bauer, "was fällt euch ein? Glaubt ihr, ihr könnt nur so fortlaufen wie das Schaf aus dem Stall? Erst müßt ihr kündigen und die Kündigungsfrist über aushalten, oder ihr bekommt keinen Pfennig Lohn!" —

"Wenn du dem Sepp, der fünfzehn Jahr' auf dem Hof war, nicht zu kündigen brauchst, dann sind wir auch nicht dazu verpflichtet," sagten die Leute. "Und ob du uns den Lohn geben mußt oder nicht, das machen wir an einer andern Stell' aus. Heut gehen wir!"

Und sie gingen — gingen mitten in der Erntezeit, in welcher der Bauer andere Leute schwerlich bekommen konnte.

Der Bauer aber tobte in ohnmächtiger Wut. Er verfluchte und wünschte den armen Handwerksburschen, der an allem schuld sei, in den hintersten Winkel der Hölle. Und weil er Menschen, an denen er den Zorn hätte auslassen können — an die Madlene in der Küche wagte er sich nicht —, nicht mehr befaß, maltratierte er in den Ställen das unvernünftige Vieh. Der Hengst aber, dem er auch mit der Rotschaukel übel tat, verstand den Spasß schlecht, er schlug hinten aus, daß der rabiate Bauer wie eine Mücke

zuerst an die Wand und von da auf das harte Pflaster des Stalles flog.

Dort fand ihn die Madlene, die zum Melken gekommen war; aber er war nicht mehr lebend. Der Hengst hatte ihn gut getroffen.

Die Verwandtschaft des Bauern war groß, und der Leute, die ihm das letzte Geleit gaben, waren es daher auch viele. Aber großes Leid trug niemand um ihn. Denn „er war zu übertrieben,“ sagten sie, und „allzu scharf schneid't nicht,“ fügte der Sepp, der Oberknecht, bei, der mit der Bäuerin und ihrem Kinde nun wieder einzog auf dem Hofe, wo er von dem Bauern fortgewiesen worden war.

Von Haus aus eine gute und verständige Person, waltete sie ihres Amtes mit Güte und Milde. Es dauerte auch gar nicht lange, so hatte sie ihre Dienstboten so weit, daß sie für die Bäuerin, wo es nötig gewesen wäre, durchs Feuer gingen.

Alle Versuche aber, sie wieder zu verheiraten, blieben erfolglos. „Ich will mir die Haube nicht zum zweitenmal vom Kopf reißen lassen,“ gab sie allen jenen, die sie wieder ins Ehejoch einzuspannen versuchten, zum Bescheid.

löschen zu müssen, erkranken fast ausnahmslos und sterben, wenn sie längere Zeit darauf angewiesen bleiben.

Das Jahr, in dem wir unsere Jagdstreiferei unternahmen, war ein außergewöhnlich regenreiches gewesen, der Boden von Flüssigkeit durchtränkt wie ein vollgeogener Schwamm und gutes Trinkwasser durch Graben im Sande felsgründiger Vertiefungen leicht erhältlich. Eine sehr ergiebige Wasseransammlung hatten wir in der Nachbarschaft der „Bitteren Brunnen“ entdeckt und beschloßen, in der von Wild wimmelnden Gegend uns eine Weile niederzulassen.

Am Morgen nach der ersten in diesem Lager zugebrachten Nacht schulterte ich die Büchse und begab mich mit zwei Kaffern nach einem etwa zehn Kilometer entfernten Mimosenhain, wo ich Giraffen zu finden hoffte. Meine beiden weißen Kameraden waren nach anderen Richtungen hin ausgezogen. Gegen Mittag trat ich in den Schatten der Bäume und war nicht wenig überrascht, dort auf menschliche Fußspuren zu stoßen, deren durch Sandalen bewirkte Eindrücke zu lang und zu tief waren, um von Buschmännern herrühren zu können.

Die Verfolgung der Fährte brachte uns zu einer aus Reisig und Tierhäuten hergestellten, auf einer Seite ganz offenen Hütte, in der auf Schakalfellen ein Mann ruhte, den Kopf auf den linken Arm gestützt. Er war nackt bis auf einen Lendenschurz, seine Haut rauh und gebräunt, aber unverkennbar war er ein Kaukasier. Das über den Nacken hängende graue Haar, der über die halbe Brust wallende weiße Bart, die hohe Stirn, die scharfgeschnittene Nase und blaue, unter buschigen Brauen scharf blickende Augen bezeugten es.

Meine schwarzen Begleiter stießen Schreckensrufe aus, machten schleunigst kehrt und versteckten sich hinter einem Busch. Ich trat näher und begrüßte den Unbekannten.

„Wer sind Sie?“ fragte ich auf holländisch. „Einer, der Sie nie belästigen wird, wie Sie ihn belästigen durch Ihre Gegenwart!“

Wie gebannt durch den Blick des Mannes stand ich da, und nur mit Aufbietung aller Willenskraft vermochte ich, mich abzuwenden und meine Augen umherzschweifen zu lassen. In der dürftigen Hütte war nicht viel zu sehen: eine Anzahl Stäbe mit eingeschnittenen Kerben, ein Buschmannbogen und ein Köcher voll Pfeile, eine Art Rucksack, ein halbes Duzend Straußeneier mit hölzernen Zäpfchen an den spitzen Enden, Tierfelle und auf einem gegabelten, in den Boden gestoßenen Stock ein Klumpen rohes Fleisch.

Das Schweigen wurde bedrückend. Der Mann schaute mich noch immer unverwandt an, und in mir regte sich der Verdacht, einem Irrsinnigen gegenüber zu stehen. Ich erwog die Aussichten eines möglichen Handgemenges und fand sie nicht

Selbstverbannt.

Eine Geschichte aus
Südafrika.

Von A. Theinert.



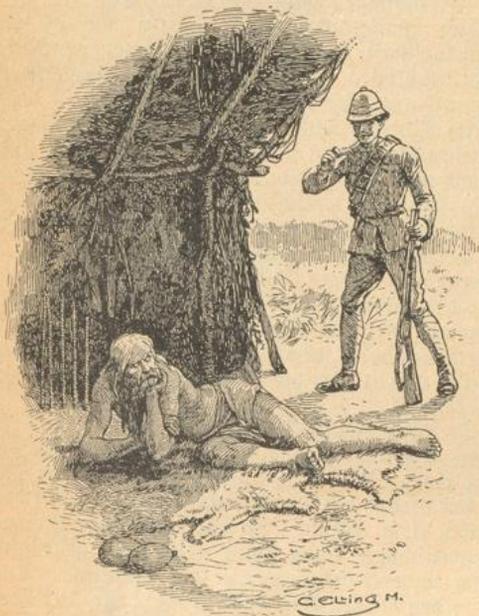
ie Wagen hatten wir in einer Ansiedlung im Khamalande zurückgelassen und unsern Troß, leichterer Beweglichkeit halber, auf sechs Kaffern und drei Packochsen beschränkt. Das von uns drei jungen Männern, einem Kapburen, einem Schweden und mir, durchquerte Gebiet war damals nur wenig erforscht, Kartenblätter unvollständig und unzuverlässig.

Nach dreiwöchigem Hin- und Herwandern erreichten wir Andersons Vley. Von dort, fünf Tagemärsche nordwärts, liegen in einer stark alkalihaltigen Bodenmulde die „Bitteren Brunnen“, eine Gruppe kleiner Tümpel, die auch bei langer Regenlosigkeit nie gänzlich austrocknen, deren bräunliches, übelriechendes Wasser aber ohne gesundheitsgefährdende Folgen nur von den in der Kalahari herumziehenden Buschmännern und den in der Wüste heimischen wilden Tieren getrunken wird. Kaffern und Weiße, Kinder und Pferde, die in die Notlage kommen, mit dem Wasser dieser Tümpel den sie quälenden Durst

günstig für mich. Der Mann war abgemagert und gut zwanzig Jahre älter als ich, aber seine Muskeln schienen stahlhart zu sein.

„Viel Wild in der Gegend,“ warf ich endlich hin, nur um das Schweigen zu brechen.

Der Unbekannte sprang auf, leicht wie eine Antilope. Er überragte mich um Haupteslänge. Unwillkürlich prallte ich ein paar Schritte zu-



Ich trat näher und begrüßte den Unbekannten.

rück, als er mit wild rollenden Augen und vorgestreckten Armen auf mich zukam.

„Ist die Wüste nicht weit genug?!“ rief er. „Müßten Sie hierherkommen, mich zu stören? Sie können Ihre Jagdgründe wählen, wo Sie wollen, ich habe nur diesen Hain. — Fort! fort! oder ich hebe die Buschmänner auf Sie.“

Die Drohung war offenbar ernst gemeint und nicht leicht zu nehmen, falls dieser sonderbare Mensch Einfluß auf die wilden Nomaden haben sollte.

„Aber, Mann,“ suchte ich ihn zu beschwichtigen, „ich will Sie ja gar nicht belästigen, nur der reine Zufall hat mich hierhergebracht.“

Ich wandte mich zum Gehen, aber er gebot mir zu bleiben.

„Wie viele Köpfe zählt Ihre Gesellschaft?“ fragte er. „Allein werden Sie ja nicht in diese Einöde gekommen sein.“

„Wir sind unser neun, drei Weiße und sechs Kaffern.“

„Und wenn ich Sie nun bitte, Ihren Gefährten nichts von dieser Begegnung zu sagen, darf ich dann auf Ihr Stillschweigen rechnen?“

„Was wäre damit erreicht? Auch wenn ich

schweige, meine beiden schwarzen Begleiter werden den Mund nicht halten.“

Ein schwaches Lächeln huschte über das harte Gesicht. „Ich will Ihnen vertrauen,“ sagte er, „und mit den Kaffern will ich selber reden.“

Mitleid mit dem Manne überkam mich. Warum sollte ich ihm nicht zu Willen sein, warum neue Unruhe bringen in ein gewiß schon schwer genug belastetes Leben?

„Ja, ich verspreche zu schweigen,“ erklärte ich. Er seufzte tief auf. „Ach, ich bin doch noch nicht so abgestorben, wie ich geglaubt habe, da ein fühlender Mensch mir begegnet! Warum mußte das Schicksal Sie hierherführen? — Reichen Sie mir Ihre Hand, und dann gehen Sie.“

Wir wechselten einen kräftigen Händedruck, und unsere Blicke tauchten ineinander.

„Wollen Sie nicht mit uns ziehen, fort aus dieser Einsamkeit?“ fragte ich.

Er schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Kann ich nichts für Sie tun, gar nichts?“ drängte ich weiter.

„Doch!“ antwortete er nach kurzem Besinnen. „Wenn Sie im Lager ein überaus scharfes Messer haben, das würde ich mit Dank annehmen.“

„Gewiß, morgen bringe ich Ihnen eins. Von mir erfahren die Kameraden nichts, aber für die Schwarzen kann ich nicht bürgen.“

Ich nahm meine Büchse auf, die ich gegen die Hüttenwand gelehnt hatte, sagte ein kurzes Lebewohl und entfernte mich mit raschen Schritten. Ich wollte ihm keine Zeit lassen, etwa anderen Sinnes zu werden und, unter Verzicht auf das Messer, mir das Wiederkommen zu verbieten. Bei der zweiten Zusammenkunft hoffte ich die Lösung dieses lebendigen Rätsels zu erlangen.

Als ich zu dem Busch kam, hinter dem meine Kaffern kauerten, schauten diese auf, erst nach mir hin und dann mit angstverzerrten Gesichtern an mir vorbei. Ich wandte mich um und gewahrte jetzt erst, daß der Unbekannte mir gefolgt war. Er winkte den Schwarzen, die sofort aufstanden und ihm wie unterwürfige Hunde folgten. Nach zehn Minuten kamen meine Leute zurück und liefen, als ich den Marsch wieder aufnahm, mit gesenkten Köpfen und schweigend hinter mir her.

Nach der Durchquerung des Mimosenhaines wandte ich mich nicht unserem Lagerplatze zu, sondern nordwärts nach einem niedrigen, mit Kameldornbäumen bewachsenen Hügel. Dort stieß ich auf frische Giraffenpuren. Es glückte mir, die Herde zu beschleichen und eines der Tiere schwer zu verwunden, aber doch nicht gleich zu Fall zu bringen. Die Verfolgung der Anschußfährte nahm längere Zeit in Anspruch, und die Sonne ging eben unter, als wir die Stelle erreichten, wo das edle Wild verendet war. Das Knochenmark der Giraffe gab ein leckeres Abendessen. Als dann die Pfeifen angezündet waren,

fragte ich Mungo, den ältesten der mit mir ums Feuer herumhockenden Kaffern, was er von dem Manne halte, den wir angetroffen.

Mungo warf einen scheuen Blick über die Schulter und antwortete mit gedämpfter Stimme: „Mann? — Ich habe keinen Mann gesehen, auch Ghola hat keinen gesehen, und auch Ihr nicht, Herr.“

Darauf verhüllten beide Schwarze ihre Köpfe und legten sich nieder. Als ich sie wenige Minuten später ansprach, täuschten sie festen Schlaf vor, aber ihrem unruhigen Atmen nach waren sie wach.

Am nächsten Tage stand die Sonne schon hoch über dem Horizonte, als wir das Lager bei den „Bitteren Brunnen“ erreichten. Meine beiden Kameraden waren schon mit drei Kaffern auf eine Streiferei ausgezogen und hatten dem zurückgelassenen Schwarzen aufgetragen, mir zu melden, sie würden an diesem Tage nicht zurückkommen.

Das paßte mir gerade, und nach kurzer Rast machte ich mich allein auf den Weg nach dem Mimosenhain, das versprochene Messer zu bringen.

Ich traf den Einsiedler in seiner Hütte, und wir blieben die ganze Nacht beisammen. Der Mann war umgänglicher als gestern und schien sogar das Bedürfnis nach einer Aussprache zu empfinden. Ich munterte ihn dazu auf, und er erzählte:

„Mein Vater hatte in Hull ein Lebensmittelgeschäft, das ich mal übernehmen sollte, als aber nach meiner Mutter Tode eine böse Stiefmutter die Herrschaft im Hause antrat, lief ich, fünfzehn Jahre alt, fort von daheim und ging zur See als Schiffsjunge. Acht Jahre später war ich zweiter Steuermann auf einer Brigg, die an der Küste des Kaplands strandete. Die Mannschaft konnte sich in den Booten ans Land retten, die Brigg war verloren. Das Seeleben war mir verleidet, rechte Lust und Liebe dazu hatte ich eigentlich nie gehabt, und als mir in einem Handelshause des Kaplands eine gute Anstellung geboten wurde, nahm ich an und blieb am Lande. In einigen Jahren hatte ich genug zusammengepart, um auf eigene Rechnung Geschäfte machen zu können, und wieder nach ein paar Jahren verfügte ich über die nötigen Mittel zum Antritt eines Trecks in das Innere des Landes, was mir schon lange als begehrenswertes Ziel vorgeschwebt hatte. Ich kaufte acht Joch Zugochsen und einen großen, stark gebauten Treckwagen. Der Wagen war bequem eingerichtet und beladen mit allerlei Vorräten und Tauschwaren, die ich im Verkehr mit Buren und Eingeborenen vorteilhaft zu verwerten erwartete; auch mit Waffen und Schießbedarf hatte ich mich reichlich versehen. Nur zwei Leute begleiteten mich, ein älterer Hottentott, namens Gumbo, und dessen

Enkel, ein sechzehnjähriger Bursch, den wir Hopper nannten. Die beiden standen schon längere Zeit in meinem Dienst, waren anhänglich, treu und gewillt, mir überallhin zu folgen.

Im Oktober verließen wir die Kapstadt und erst im September des folgenden Jahres erreichten wir den Dransefluß. Ich hielt mich westwärts von der gewöhnlichen Richtung; mir war daran gelegen, unbekannte Gegenden zu durchqueren, und ich hatte so eine Idee, auf der großen Hochebene Goldfelder zu entdecken. Geregnet hatte es stärker als seit vielen Jahren, Wassermangel war also nicht zu befürchten.

Am Dransefluß stießen wir auf eine einjame Burenfarm. Alle sprachen dort holländisch, der alte Bur aber war von Geburt ein Schotte. Seine Eltern waren auf dem Auswandererschiff, das sie und ihn nach dem Kaplande bringen sollte, gestorben und ein älteres, kinderloses Ehepaar hatte den fünfjährigen Knaben an Sohnes Statt angenommen. Drei Jahre später waren seine Pflegeeltern nach dem Dransefluß getreckt und hatten in der Wildnis dort die Heimstätte gegründet, die jetzt schon lange in seinen Besitz übergegangen war. Seiner Ehe mit einem Burenmädchen französischer Abstammung waren drei Söhne entsprossen, die, als ich nach der Farm kam, im Alter von fünfundzwanzig, zweiundzwanzig und neunzehn Jahren standen. Die Mutter war vor vier Jahren gestorben, und zur Familie gehörte nur noch ein achtzehnjähriges Mädchen, die verwaisste Tochter eines Bruders der Farmersfrau. Ein halbes Duzend Hottentotten wurden als Knechte oder richtiger als Sklaven gehalten, denn der Viehstand war ein reicher.

Der altersschwache, blinde Bur lebte in beständiger Angst vor seinen Söhnen, den elendesten Schufsten, denen ich je begegnet bin; sie machten dem Vater das Leben zur Hölle, und er betete jeden Abend, Gott möge ihn doch endlich erlösen. Das Verhältnis zwischen ihm und der Nichte war dagegen ein herzliches. Die drei Brüder, Piet, Garrit und Sandy, haßten einander; jeder quälte die Base mit Liebesanträgen, und einig waren sie nur, wenn es galt, einen Schurkenstreich auszuführen.

Und das Mädchen: wie soll ein Mann den Gegenstand seiner ersten und einzigen Liebe beschreiben? — Alida, braun wie eine Spanierin, hatte schöne, regelmäßige Züge und einen vollen, geschmeidigen Körper. Ich hatte mich nie viel um Weiber gekümmert und, obgleich schon fünf- unddreißig Jahre alt, ans Heiraten noch nie gedacht. Da mußte ich nun in diesem entlegenen Erdenwinkel mein Herz verlieren.

Ich war erst wenige Tage auf der Farm, wo ich ein paar Wochen zu rasten gedachte, als Piet mir riet, meine Ochsen auf einem eine halbe Stunde vom Hause entfernten Hügelhange weiden

zu lassen. Gras und Kräuter wüchsen dort in großer Ueppigkeit, so erklärte er. Ich trieb die Tiere hin, und drei Tage später lebten von den sechzehn nur noch vier. Zwischen gesundem Futter wucherte auf jenem Hange das gefährliche, für Vieh giftige Tuly. Das hatte der Schuft natürlich gewußt und mich in diese mißliche Lage gebracht, in der Erwartung, ich würde jetzt gezwungen sein, den besten Teil meiner Tauschwaren den Brüdern zu Schleuderpreisen für neue Ochsen herzugeben.

Die Brüder waren wenig daheim, die meiste Zeit im Feld draußen auf der Jagd, und sie merkten eine Weile nichts davon, daß Alida und ich uns liebgewonnen hatten. Zwischen uns beiden kam es eines Morgens zur Aussprache. Ich beschwor das Mädchen, mit mir zu ziehen; sie aber wollte den armen Ohm nicht im Stich lassen, und so beschloß ich denn, auszuharren, solange der alte Bur lebte.

Als ich hörte, daß drei Tagemärche stromaufwärts ein Hottentottenkraal sei, schickte ich Gumbo dorthin, um auszukundschaften, ob ich Ochsen einhandeln könnte. Nach Verlauf einer Woche kam der Bote mit günstigem Bericht zurück, und ich begann heimlich, die Abreise vorzubereiten. Die Brüder hatten doch endlich gespürt, wie es um mich und Alida stand; sie ließen mich nicht mehr mit ihr allein, der eine oder andere blieb immer auf der Farm. Mein Plan war, zwei meiner Ochsen, die zum Packtragen abgerichtet waren, mit Tabak, bunten Tüchern und anderen den Eingeborenen wohlgefälligen Dingen zu beladen, und mich, wenn möglich unbemerkt, mit ihnen auf den Weg nach dem Kraal zu machen. Ich hoffte, für meine Waren sechs Ochsen einhandeln zu können; die mir dann mit meinen vier alten Ochsen zur Verfügung stehenden fünf Joch würden imstande sein, den erheblich erleichterten Wagen zu ziehen. Gumbo hatte sich die größte Mühe gegeben, die Hottentotten zu überreden, ihr Vieh zur Auswahl nach der Farm zu bringen, aber darauf hatten sie nicht eingehen wollen. Alle fürchteten sich vor den drei Brüdern, die weit und breit berüchtigt waren.

Auch Piet und Garrit rüsteten zu einer Fahrt. Was sie im Schilde führten, habe ich nie erfahren; Alida konnte mir nur sagen, daß sie ein paar Tage fortbleiben würden. Am folgenden Morgen stiegen sie schon vor Sonnenaufgang zu Pferde und ritten südwärts. Sobald sie außer Sicht waren, nahm ich Abschied von dem alten Buren und Alida und trat mit Gumbo und den beiden Packtieren die Wanderung an, Hopper auf der Farm lassend. Sandy war im Hause, aber er ließ sich nicht blicken.

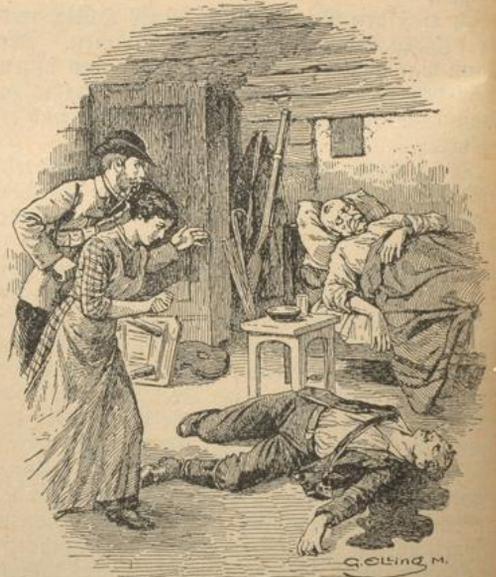
Wir liefen den ganzen Tag, hatten aber bei dem langsamen Gang der Ochsen nur etwa zehnt englische Meilen zurückgelegt, als wir gegen

Sonnenuntergang haltmachen fürs Nachtlager. Gumbo fesselte die Ochsen, suchte Buschholz zusammen, machte Feuer und bereitete das einfache Abendessen. Bald nachdem dieses verzehrt war, schlief ich ein.

Plötzlich erwachte ich und sah — oder glaubte doch zu sehen — jenseits des Feuers die Gestalt des alten Buren, der mit ausgestrecktem Arm in der Richtung nach der Farm wies. Ein Luftzug trieb mir den Rauch ins Gesicht, und ich schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, war die Erscheinung verschwunden.

Der Alte ist gestorben und Alida in Gefahr! Dieser Gedanke packte mich mit Allgewalt. Ich sprang auf und stürzte in die Nacht hinaus, in der Aufregung an den fest schlafenden Gumbo gar nicht denkend.

Beim Morgengrauen erstieg ich den letzten der zwischen mir und der Farm liegenden Hügelrücken, und auf der Rammhöhe stieß ich mit Alida zusammen. Sie hatte geahnt, ich sei unterwegs, und war mir entgegengekommen. Wir umarmten uns und schritten schweigend dem Hause zu. Ich fragte nicht; ich wußte bestimmt, daß Schreckliches sich ereignet hatte.



Neben dem Bett lag der jüngste der Brüder.

Die Thür stand offen. Nichts regte sich drinnen. Am Flußufer heulte der Hund.

In der Bohnstube sah es unverändert aus. Auf dem Tische standen noch die Reste des Abendessens. Das einzig Auffallende war ein umgeworfener Stuhl.

Aus der Bohnstube traten wir in die Schlafkammer des alten Mannes. Der lag auf seinem Bett — tot, mit dem gleichen Ausdruck in den

starren Zügen, wie sie mir am Lagerfeuer erschienen waren. Neben dem Bett lag in einer Lache geronnenen Blutes Sandy, der jüngste der Brüder, auch todesstarr, mit einer runden Wunde in der linken Schläfe. Das Zimmer war in Unordnung; man sah, daß hier ein Kampf stattgefunden hatte. Ich legte meinen Arm um Alida und zog die halb Ohnmächtige hinaus ins Freie, ins reine, helle Sonnenlicht.

Der Ohm hatte, so berichtete Alida, nach dem Abendessen einen Anfall bekommen, war von ihr zu Bett gebracht worden und eine halbe Stunde später verschieden. Sandy war schon vorher mit der Büchse fortgegangen, einem Löwen aufzulauern, dessen Spuren er in der Nähe der Viehtrale gesehen hatte. Nach seiner Heimkehr hatte er Alida aufgefordert, mit ihm in seine Kammer zu kommen, und als sie sich weigerte, Gewalt anwenden wollten. Sie hatten miteinander Gerungen. Da — ein heftiger Stoß von ihr, ein Fall und der schwere Aufschlag seines Kopfes gegen den spitzen Bettpfosten, der die Schläfenwand durchbohrte. Noch ein Zucken der Glieder, und das Leben war entflohen.

Alida und ich waren allein. Die zur Farm gehörenden Hottentotten hatten sich davongemacht; auch Gumbo's Enkel war verschwunden.

Ich stand auf und ging zum Flußufer hinunter, das dort weidende Vieh einzutreiben. Alida kannte jeden einzelnen Ochsen, und sechzehn der besten wählten wir aus. Mein Wagen wurde mit Mundvorrat und Werkzeug, mit Waffen und Schießbedarf, mit Geräthen aller Art vollgeladen, und gegen Mittag war alles zum Aufbruch fertig. Gumbo würde uns folgen, dessen war ich sicher, und auf die beiden Packochsen mit ihren Bündeln konnte ich jetzt verzichten.

Auf Alidas Bitten kehrte ich nochmals ins Haus zurück, hüllte die Leiche des alten Buren in eine Decke und legte sie in den Wagen; dann nahm ich die lange Peitsche zur Hand, Alida führte das Frontgespann, und der schwere Wagen rumpelte der nahen Furt zu. Dort kreuzten wir den Fluß. Bis Sonnenuntergang zogen wir langsam nordwärts, ins Gebiet der Kalahari hinein.

Nachdem wir uns zum Nachtlager eingerichtet hatten, schaufelte ich eine tiefe Grube aus, in der die irdische Hülle des alten Mannes die letzte Ruhestätte fand. Das Grab wurde zugeschüttet und die lockere Erde mit großen Steinen beschwert, Schakale und Hyänen am Wühlen zu verhindern.

Bei Tagesanbruch waren wir schon wieder unterwegs. Das Land im Norden des Oranjes war uns gänzlich unbekannt, aber Wasser und Wild gab es hier im Ueberfluß. Das war alles, was wir brauchten, das Weitere überließen wir dem Zufall.

In der Frühe des sechsten Wandertages er-
schien Gumbo. Als er in jener Nacht erwacht

war, hatte er, im Glauben, ich sei irgendeinem Wilde nachgegangen, den ganzen Tag meine Rückkehr erwartet, dann aber, unter Zurücklassung der beiden Ochsen, meine Fährte aufgenommen. In die Nähe der Farm gelangt, war ihm die dort herrschende Stille unheimlich vorgekommen, und er hatte sich aufs Beobachten gelegt. Ein paar Stunden später sah er von seinem Versteck aus Piet und Garrit anreiten. Die Brüder schlangen sich aus den Sätteln, hielten Umschau und schienen überrascht. Zaudernd überschritten sie die Hauschwelle, traten aber, erschüchelt in großer Aufregung, gleich wieder ins Freie, gerade als von den Viehtralen her Hopper gelaufen kam. Für Alida und mich war er unsichtbar gewesen; wo er, als wir zum Aufbruch rüsteten, gesteckt haben mochte, ist unaufgeklärt geblieben. Der arme Junge wurde von Garrit am Haarschopf gepackt, geschüttelt, befragt, gestoßen und schließlich von Piet erschossen. Nach dieser feigen Mordtat hatten die Schurken frische Pferde gesattelt und sich zu unserer Verfolgung auf dem Weg gemacht. Gumbo war ihnen auf einem ungesattelten Gaul vorsichtig auf den Fersen geblieben, hatte sie bei ihrem ersten Nachtlager eingeholt, dieses umritten und endlich uns erreicht.

Weit entfernt konnten die Verfolger nicht mehr sein; aber ich war überzeugt, daß sie tagsüber außer Sicht bleiben und erst zur Nachtzeit versuchen würden, uns zu überfallen.

Als Gumbo zu uns stieß, war es kaum Mittag, und wir hatten ausreichend Zeit, geeignete Vorkehrungen zum Empfange der Brüder zu treffen.

Wir fuhren noch eine halbe Stunde weiter bis zum Fuße einer Dünenkette; dort machten wir halt. Die Ochsen wurden ausgeschirrt und der Hottentott mit ihnen nach der anderen Seite der Sandhügel geschickt, wo er mit den Tieren bleiben sollte, bis er schießen und mich rufen hören würde. In einem nahen Wäldchen sammelten Alida und ich dürres Holz und schichteten es dreißig Schritte vom Wagen weg zu einer großen Beige auf. Ich hatte darauf Bedacht genommen, zähe, lange brennende Klöße in dem Haufen zu verteilen. Jetzt gingen wir daran, aus geeigneten Stoffen zwei menschenförmige Puppen herzurichten, die zwischen Wagen und Scheiterhaufen, nahe bei diesem, auf den Boden gelegt wurden. Darüber breiteten wir Decken so, daß nur die beiden Bündel frei blieben, die die Köpfe vorstellen sollten. Diese wurden dann bedeckt, der eine mit Alidas Mütze und heruntergezogenem Sonnentuch, der andere mit einem Rock, wie man es im Lager zu tun pflegt, das Gesicht gegen den Nachttau zu schützen. Meinen Hut, eine Flinte und meine Tabakspfeife legte ich, wie nachlässig hingeworfen, neben die männliche Puppe. Die ganze Veranstaltung sah täuschend natürlich aus.

Als es zu dämmern begann, wurde der Holz-

stoß angezündet; Alida und ich stiegen in den Wagen. Dort saß ich, die Doppelbüchse zwischen den Knien, an einem Schlitze im Zeltbaldach, Alida neben mir. Wir warteten. Eine Stunde, zwei, drei Stunden vergingen, und Mitternacht war nicht mehr fern, als Alida mich am Arm faßte. Ihr geübtes Ohr hatte Laute gehört.

Ich spähte in die Dunkelheit hinaus. Wichtig, da kamen sie angeschlichen, die feigen Mordbuben,



Meine erste Kugel traf Garrit in den Kopf.

die Gewehre schußbereit. Beim Schein der glimmenden Holzklöße konnte ich jede Bewegung der Brüder wahrnehmen. Jetzt wurden die Mündungen der Gewehre auf die mich vorstellende Puppe gerichtet, und in dem Augenblick, als die Schüsse krachten, schoß auch ich. Meine erste Kugel traf Garrit in den Kopf und er stürzte zusammen. Blut prallte zur Seite, aber ehe er in der Finsternis verschwinden konnte, durchbohrte meine zweite Kugel seine Brust, er fiel vorwärts aufs Gesicht, und seine Finger krampften sich in den Boden.

Ich sprang aus dem Wagen, rannte auf den Dünentamm und rief Gumbo, der sich ganz närrisch vor Freude darüber gebärdete, daß ich seinen Enkel gerächt hätte. Wir schleppten die Leichen hinter einen Sandhaufen und überließen sie den Geiern, Schakalen und Hyänen. Den Rest der Nacht verbrachten Alida und ich, im vordern Wagenkasten sitzend, Hand in Hand: zwei glückliche Menschen.

Neue über das, was ich getan hatte, empfand ich nicht. Es war gerechtfertigte Notwehr gewesen, eine Hinrichtung, kein Mord.

Als die Morgenröte die Prärie mit rosigem Schimmer überhauchte, war mir so froh und frei

ums Herz, ich hätte laut aufjubeln mögen. Kein Wort von Liebe hatten wir seit unserer Flucht gewechselt, aber Alida gehörte mir nach irdischem und himmlischem Recht. Die dunkeln Wolken, die bisher unsern Pfad beschattet hatten, waren verflüchtigt. Nordwärts, immer weiter nordwärts zogen wir ohne bestimmtes Ziel. Der Zufall brachte uns zu den „Bitteren Brunnen“. Alida gefiel es hier, und hier machten wir uns dann auch heimisch. Der Gedanke, je auf das Wasser dieser Lagunen angewiesen zu sein, beunruhigte uns nicht; eine frische Quelle in der Nähe schien unererschöpflich. Mit den Buschmännern der Gegend hatten wir uns bald befreundet. Alida verstand die Sprache dieser Wüstennomaden und ich lernte sie auch. Ein paar gegliederte Krankheitsheilungen verliehen mir das Ansehen eines mächtigen Zauberers, der ich heute noch für sie bin.

Ein Jahr lang gewossen wir ungetrübtes Glück. Alida verstand mit Feuerwaffen umzugehen so gut wie ich, und ich durfte sie unbedenklich ein paar Tage allein lassen, wenn ich einen größeren Jagdausflug unternahm. In regenreichen Jahren wachsen in der Kalahari allerlei nahrhafte, wohl-schmeckende Früchte, Wurzeln und Kräuter, und davon brachten die Buschmänner uns reichlich.

Im zweiten Jahre trat Dürre ein, und ich hätte nach dem Nyamiise ausbrechen sollen; aber wir zögerten und hofften immer noch auf Regen.

Um diese Zeit wurde unser Kind geboren, ein herziger Knabe. Aber die Quelle, die wir für unererschöpflich gehalten hatten, versiegte, und schließlich mußten wir das Lagunenwasser trinken. Mir schadete es merkwürdigerweise nicht, aber Alida wurde krank. Ihre Krankheit übertrug sich auf das Kind; es lebte nur zwei Monate. Wenige Wochen später verlor ich auch Alida.

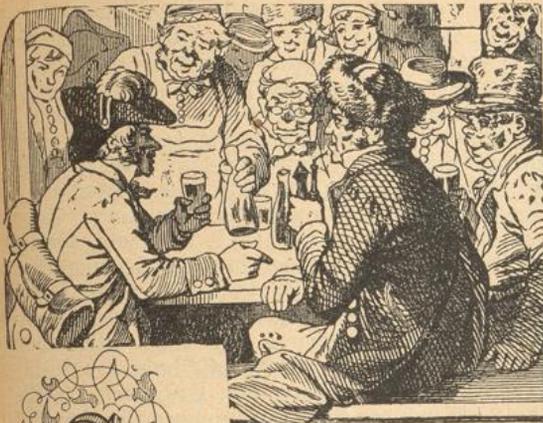
Mutter und Kind habe ich begraben hier in diesem Haine und den Hain seither nicht mehr verlassen. Hier sollen meine Freunde, die Buschmänner, auch mich zur letzten Ruhe bestatten. Von der großen Welt da draußen mit ihrem Hasten und Wirrwarr will ich nichts mehr wissen, für die bin ich längst gestorben.

Gumbo ist vor etlichen Jahren von einem Löwen zerrissen worden. Die Ochsen sind geschlachtet oder verendet, meine Vorräte aufgebraucht oder unter die Buschmänner verteilt, denen ich auch den Wagen geschenkt habe. Sie haben ihn abgebrochen und das Material verwendet. Für mich sorgen Sie wie brave Kinder für ihren Vater.“

Ich machte noch einen Versuch, den Einsiedler zu bestimmen, sich uns anzuschließen und in die Kulturwelt zurückzukehren, aber er schüttelte nur den Kopf, und ich nahm Abschied von ihm. Jetzt schläft er wohl schon den langen Schlaf neben seiner Alida.

Domfeldzug der Daheimgebliebenen.

Eine Standrede.

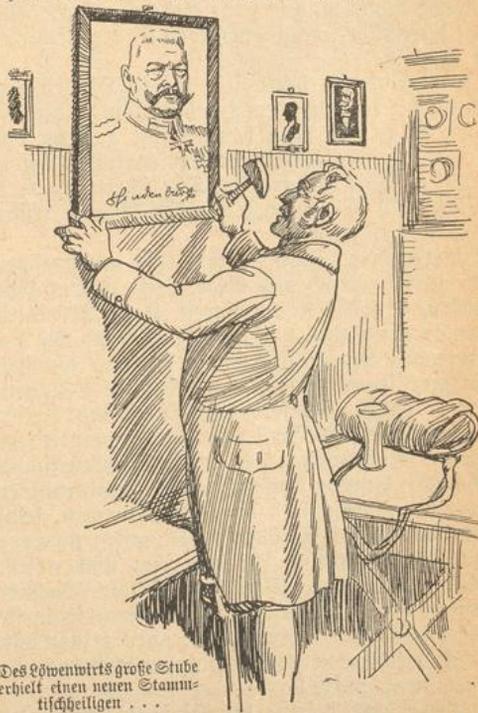


Am Abend des Achtehnten im Hornung war ein allgemeines Freuen in des Löwenwirts großer Stube. Der geneigte Leser ist durch den Kalender so heimisch in ihr, als wär' er selber Stammgast. Aus Freiburg hatte der Hinkende, sozusagen frisch von der Quelle, freudige Botschaft mitgebracht:

„Die neuntägige Wintereschlacht in Masuren von den Hindenburgischen endgültig gewonnen; der vaterländische Boden von Mordbrennern gesäubert; die Moskowiter zu vielen Tausenden gefangen, und in Siegershänden unermessliche Kriegsbeute!“ Das gab einen lauten Widerhall in allen Gemütern. Draußen, auf Markt und Gasse, zeugten wehende Flaggen, daß die neueste Freudenpost sich von Haus zu Haus fortpflanzte, und Peter Fritz, der dicke Bader, von geläufiger Zunge, wie Haarkünstler zu sein pflegen, erschöpfte sich in den allererdenklichsten Zubereitungen der Siegeskunde vom Ofen. Der Hinkende aber kramte aus geräumiger Tasche ein buntfarbener Konterfei hervor, ließ sich vom Löwenwirt Nagel und Hammer reichen und, eh' einer sich's versteht, hatte des Löwenwirts große Stube einen neuen Stammtischheiligen, denn von grauer Wandfläche schaute das Heldenbild unsres Hindenburg. Der tapfere General, ein Liebling der Deutschen und ihr zweiter Blücher, des Kaisers Stolz und vieler Hochschulen Ehrendoktor, steht bereits im Herbst seines Lebens; aber eine jugendliche Frische strahlt vom Antlitz dieses Manns und von seinem gütigen Aug' fühlt sich jeder angezogen. Wenn einem großen Wohltäter das Denkmal ausgerichtet wird, kann die Begeisterung nicht stürmischer sein als an jenem Abend, da der alte verräucherte Herbergsraum im „Löwen“ etwas wie Weihe empfing durch

das Hindenburg-Bild. Und als der Hinkende beim Weggehn den Hut vor dem Hindenburg lupfte, da taten die andern ebenso. „Dieser Mann,“ hatte der Hinkende mit einem abschiednehmenden Blick gesagt, „dieser Mann, so schlicht er ist, wird unsterblich sein. Schon tönt sein Name in den Liedern des Volks, und Millionen Erdgeborener sprechen ihn mit Liebe aus oder mit Furcht.“

Aber wie die Menschen nun einmal sind, daß sie, vom Taumel des Großen erfasst gewesen, um so schneller wieder ins gewohnte Eintagsleben zurückverfallen, so geschah es auch mit des Löwenwirts Stammgästen. Uebelgelaunt und wortfaul saßen die Männer zwei Wochen später um den runden, abgenützten Tisch. Es war eine gewisse Leere in ihren Herzen, die nur Hindenburg mit einem neuen großen Sieg ausfüllen konnte. Aber der große Held ließ seit Tagen nichts mehr von sich hören. Nun ja, man konnte schließlich nicht verlangen, daß der Feldherr seine Absichten in allen Gemeinden durch den Ortsdiener ausschellen oder, kriegerisch gesprochen, austrommeln



Des Löwenwirts große Stube erhielt einen neuen Stammtischheiligen . . .

ließ, aber etwas mehr Vertrauen, bei aller Verehrung gesagt, hätte der deutsche Bürger verdient. Sie sprachen es nicht aus, aber sie dachten so. Nur Peter Fritz, der Bader, mußte auch diesmal seine Gedanken laut werden lassen, aber während er sonst alles in einem Atemzug zum besten gab, tat er heut seine Weltansicht nur

ruckweis kund. Nein, dieser Krieg dauerte schon viel zu lang. Hatte man vor vierzig Jahren nicht auch im Erntemond angefangen? und im folgenden Jänner fiel Paris und am zehnten des Wonnemonds — der Peter Fritz weiß es genau, denn der zehnte Mai ist sein Geburtstag — war Friedensschluß. Aber jetzt? Unsr Kleinern kommen schon mit Palmkätzchen heim und noch ist kein Ende abzusehn dieses fürchterlichen Kriegs . . . Den Hindenburg in allen Ehren! Eigentlich aber, wenn man die Landkarte besieht, sollte Warschau längst unser sein. Und Belfort auch . . . „Löwenwirt!“ — fuhr der Peter Fritz fort — „Ihr habt ja zwei Buben bei den Kanonieren! Warum verstummt die großen Donnerbüchsen mit einemmal? Und — zum Kuckuck — wo bleiben die Feuerrohre, von denen uns beteuert worden ist, daß sie vom Festland nach London hineinschießen, jeder Schuß ein fürchterlicher Treffer? Löwenwirt! irgendwo will's nicht klappen, und ich fürcht', wir schaffen es nicht.“

Ja, die übrigen fanden es auch, daß die Dinge nicht ganz so gegangen waren, wie man sich's erhofft hatte. Man wird nicht gleich eingesperrt werden, wenn man so seine Gedanken hat. Aber drei Kriegsführende gegen sieben — die Rechnung ist ungleich.

Der Hinkende hatte seit jenem Hindenburg-Abend wie eine in ihrem Häuschen eingeschlossene Schnecke gelebt. Nun kam er just zurecht, eine Gesellschaft kleingläubiger Seelen ins Gebet zu nehmen. Wie er durch die Tür schritt, hatte er gerade noch ein Endchen von des Vaders trüber Rede aufgefangen.

„Peter Fritz,“ sagte der Hinkende mit strengem Vorwurf in Blick und Rede, „Ihr solltet Gott danken, daß der Krieg Eurem Herde fernblieb! Hat er ein Liebes von Euch gefordert, wie von Tausenden von Müttern und Vätern, die heut mit zerrißnem Herzen ihr Teuerstes beklagen? Hat er Euch auch nur den Nagel des kleinen Fingers geritzt? Euch gar ein Körperglied geraubt? Nicht anders als vor dem ersten August geht Ihr Eurem Tagwerk nach, trinkt unterm Dach des Löwenwirts den Abendschoppen, selbst wenn vom Elß herüber die Kanonen donnern, und das Blut, das Ihr zuweilen fließen seht, rührt einzig und allein von Euren Barbiermessern her.“ (Hier fühlte Peter Fritz seine Berufslehre unsanft berührt, tat aber keinen Einspruch, weil der Lehrer als jüngster Leidtragender zustimmend nickte.)

„Peter Fritz,“ fuhr der Hinkende fort, „das jehige Weltgeschehen, so scheint mir, ist über Euer Verständnis weit hinausgewachsen. Wie wollt Ihr Euer üblich Nichtmaß anlegen, wo doch das Völkerringen täglich riesenhaftere Gestalt annimmt und zwar nach kämpfenden Menschenmassen und Kriegsmitteln, auch hinsichtlich der Ausdehnung der Schlachten, Ihr mögt es

räumlich oder zeitlich nehmen. Noch die Schlacht bei Roßbach, eine der denkwürdigsten des Siebenjährigen Kriegs, spielte sich auf einem Raum von wenigen Geviertmeilen ab. Um die zweite Mittagstunde, wenn der Hinkende nicht irrt, legten die Preußen den Schlüssel beiseit — sie hatten angesichts des Feinds in aller Gemütsruh' ihr Mahl gehalten — noch eh' es von den Kirchtürmen drei Uhr schlug, gerieten die tapfern Seydlitzschen an die Franzmänner; bei einbrechendem Abend sang des Alten Frixen Heervolk sein Siegesdanklied zum Novemberhimmel. Unterm ersten Napoleon wuchsen Streiterzahl, Geländebereich und Zeitdauer der Entscheidungskämpfe um das Vier- und Fünffache. Aber der Deutsch-Französische Krieg vor vierzig Jahren übertraf alles Vorangegangene und ward selbst wieder übertroffen von der Hauptschlacht des Russisch-Japanischen. Heute, zum Erstaunen der Welt, wird von den Karpathenkämmen bis zum Baltischen Meer, vom äußersten Vogesenack bis zur Nordsee um jede Erdscholle gerungen. Ueber und unterm Wasser, im weiten Luftraum, allenthalben tobt der Kampf. Millionen stehn gegen Millionen, und Kriegsformen und Waffenarten gleich den jetzigen sind in der Welt bis dahin nie gesehen worden . . . Peter Fritz, da geht auch weit gelehrtern Geistern, als Ihr es seid, der Maßstab aus!“

„Aber ist es nicht schrecklich,“ sagte der Vater, „daß wir's erleben müssen? Gerade wir?“ Und er dachte daran, wie unbekümmert er noch vor einem Jahr — nein! vor dreiviertel Jahren — zwischen seinen Seifenbecken und Riechflaschen gewirtschaftet hatte.

Der Hinkende stellte das Glas, woraus er eine kleine Stärkung hatte nehmen wollen, ohne weiteres wieder hin. „Peter Fritz,“ sagte er sehr ernst, „den Krieg werdet Ihr nie und nimmer aus der Welt schaffen. Er ist begründet im Leben der Natur und der Menschen. Krieg führt der Starke gegen den Schwächern, das Gute mit dem Bösen und umgekehrt, das Neue mit dem Überliefertern. Krieg ist manchmal so notwendig wie ein Gewitter, das brausend, erschütternd, ja zerstörend daherkommt, aber um so klärender und befreiender, ja nach lastender Schwüle wie eine Erlösung wirkt. Soviel der Krieg zerreiht, soviel verschmilzt er. Gegensätze des Stands und der Bildung, der Glaubensbekenntnisse und Parteizugehörigkeit gehn mit einemmal im großen Stammesgefühl auf. Gewiß kann der Krieg ganze Völker vernichten, aber nur wenn sie innerlich faul und unnütz geworden. Sonst hebt er sie gar oft zu einem würdigeren und freiern Dasein empor. So reiht er auch den einzelnen aus seiner bürgerlichen Enge, um ihn mit dem großen Allgemeinen zu verknüpfen. Es gibt keine strengere Schule der Jünglingserziehung und der Mannesreife, als der Krieg es ist. Der Unansehnliche, wenn ihn das Heilige

eines gerechten Kriegs recht erfaßt hat, wächst ordentlich an dem Neuen und Ungeahnten hinauf, das er erlebt. Mancher, von dem der Lehrer sagte: er kann nicht auf drei zählen — oder sein Meister: aus dem wird nimmer ein Mann werden — heut steht er vor beiden mit dem Eisernen Kreuz. So ist der Krieg ein großer Bildner der Menschennatur. Aber er ist auch ein lauter Prediger. Zudem er Tausende dahinnähmt in einer Stunde, mahnt er die Menschekreatur, ihr bißchen Dasein nicht wichtiger zu achten als die ewigen Gesetze des Werdens und Vergehens.“

So sagte der Hinkende und nachdenklich verfolgte er den Rauch seiner Tabakspfeife. Der Lehrer drückte ihm unterm Tisch sacht die Rechte; der Löwenwirt aber stieß mit dem Alten an, daß die Gläser ein Viktoria läuteten. „Hinkender,“ meinte der Löwenwirt, „nun sehen wir diesen Krieg von einer ganz neuen Seite — man kann sagen, von seiner natürlichen.“

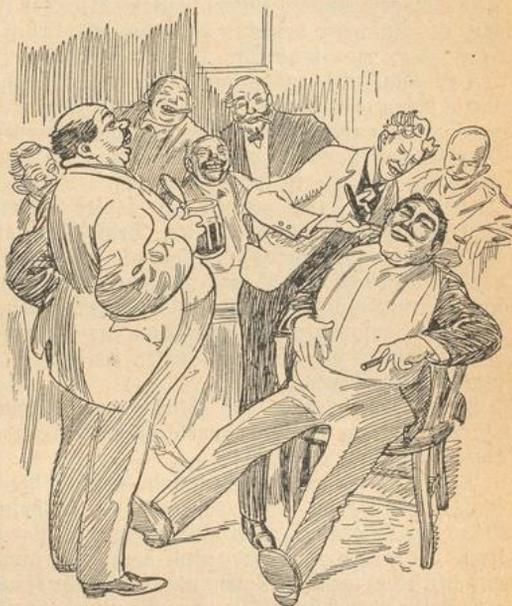
„Mitnichten, daß diese Ansicht vom Krieg neu wäre,“ entgegnete der Hinkende. „Ich sage mit begrifflichen Worten nur, was mich die Weisesten fernster und naher Zeiten gelehrt. Fühlt Ihr's auch, um so besser! Aber merkt wohl auf: das Vaterland verlangt mehr von uns, den Dahingeblienen, als ein Zuschauen und Verstehn. Gleichviel, auf welcher Stufe der Herkunft und des Erwerbs, der Gesittung und des Wissens einer steh' — von jeglichem verlangt dieser Krieg eine tätige Teilnahme. Die Frauen sollten uns ein Beispiel sein: ihrer Tausende wirken in Verwundetenpflege und Verwaisenenfürsorge oder sonst in wackerem Helferinnendienst.“

„Verwundetenpflege,“ warf Peter Fritz dazwischen, „muß man gelernt haben. Der Hinkende, wenn er mich auch im Spaß den Doktor nennt, weiß gar wohl, daß ich höchstens einen Leichdorn, will sagen ein Hühneraug' schneiden kann oder einen Schröpfskopf aufsetzen. Also, was soll unsereins tun?“

Der Hinkende, indem er die Lippen zusammenpreßte, tat einen Kiesel vor das zornige Wort, das ihm entfahren wollte. Aber nach einer Pause nahm er den Vader fest aufs Korn: „Was Ihr tun sollt? Den Regelabenden nachweinen, mit denen der Krieg aufgeräumt hat wie mit so vielem andern auch. Hübsch auf dem Fleck stehn bleiben, wenn alles um Euch her in Bewegung ist. Die großen Männer und Kriegshandlungen abwägen, wie Euer Nachbar, der Krämer, seine Kaffeepäcklein abwägt...“

Hier fiel der Löwenwirt ein: „oder Euch zum Besten vom Roten Kreuz den Bart scheren lassen wie mein Schwager, der Goldmacher! Peter Fritz, es ist eine Badersgeschichte, nur mit dem Unterschied, daß sie wahr ist... Saß da mein Schwager im »Silbernen Hecht« in Pforzheim beim Dämmerstoppchen und es ward von

den Frauen gesprochen, wie sie vor hundert Jahren ihr Haar auf dem Altar des Vaterlands geopfert. »Wenn es weiter nichts ist,« sagt der Schwager und sieht sich unter seinen Schoppenbrüdern lachend um, »zwei Goldfische fürs Rote Kreuz, so wird der Bart ein Kriegsoffer,« streicht sich dann wohlgefällig über den schwar-



Unter scharfem Messer fiel die schönste Männerzierde zugunsten vom Roten Kreuz.

zen Haarwuchs, der — wenigstens behaupteten es die Weiber — sich wie Seide angefühlt hat. Die Sammlung ward bewerkstelligt und ergab ein Erkleckliches über die ausbedungene Summe. Darauf holte man den nächsten Bartscherer und bald fiel unter scharfem Messer die schönste Männerzierde zugunsten vom Roten Kreuz. Item: dem Schwager hat nachher das Opfer doch leid getan, denn beim Frauenvolk, wie die Weiber nun einmal sind, ist er plötzlich in Ungnad' gefallen.“

Der Hinkende lachte fröhlich mit den übrigen. Dann aber lenkte er auf den Ernst zurück: „Ein etwas äußerliches Deutschtum, das mit dem Barte; aber man kann dies Deutschtum noch tüchtiger zur Schau tragen. Beispielsweis, wenn Bürgerleute ihren Nachwuchs als Feldgrane auf den Gassen herumtschicken und das höchste Ehrenkleid des Manns zum Mummenschanz erniedrigen, als ob Fasching wäre.“

„Darin sind aber die Städter am ärgsten,“ warf hier der Lehrer hin, indem er seine frischgeputzten Brillengläser gegen das Lampenlicht hielt. „Wenn man durch ihre Straßen geht, so sieht man hinter den Schaufenstern bald nichts mehr als Eisernen Kreuze, auf Seidenkissen gestickt

und in Glas eingebrannt, dann wieder in Holz geschnitten oder aus Zuckerwerk geformt. Schnapsflaschen, Uhrgehäuse, ja sogar Leibwärmer sind mit denselben Abzeichen geschmückt. Auch stehen feldgraue Soldatenmützen als Mischenbecher und Sparbüchsen zum Verkauf und es kommen patriotische Bubenhofen in den Handel, denn der Sitzfleck (ich geb' von Selbstgeschautem Bericht) ist mit der Inschrift bestickt: »Zimmer feste druff!« Hinkender, was sagt Ihr zu solchen Sachen?»

Der Hinkende zuckte die Achseln: „Manche Leute bringen das, was sie Vaterlandsstolz nennen, in die wunderlichsten Verrenkungen, wie die Gaukler mit ihrem Körper zu tun pflegen. Aber wo Licht ist, da ist auch Schatten. So viele Tugenden der Krieg geweckt hat, soviel Lächerliches bringt er da und dort zutage. Dem Törichten wirken wir am sichersten entgegen, indem wir ernste Kriegspflicht auf uns nehmen. Wer nicht Schwert und Büchse meistern, nicht Brücken schlagen oder Laufgräben ausheben kann, der tue sonst Kriegsdienst. Es gibt auch einen Feldzug der Daheimgebliebenen!“

Peter Fritz kratzte sich hinter den Ohren. „Einen Feldzug der Daheimgebliebenen? Worin besteht der hauptsächlich?“

Der Krieg nimmt manchem sein Nestlein Verstand, dachte der Hinkende, und es ist beim Vater wenig genug. Laut aber sagte er: „Peter Fritz! Leute Eures Stands sind doch sonst nicht auf den Kopf gefallen? Entweder lest Ihr keine Zeitungen oder Ihr lest sie ohne Gewinn! Weiß Gott! Ihr solltet der erste sein, der den Leibriemen enger schnallen muß, damit Euch ein Licht aufgeht, worum es sich handelt. Unfre Feinde haben unter sich ausgemacht, daß Deutschland soll ausgehungert werden. Ein Ernährungsforscher in Paris (der Name dieses Wahrsagers ist dem Hinkenden entfallen) hat seinen Landsleuten hoch und heilig versprochen: bald sei es soweit — vielleicht schon um Ostern herum, sicher jedoch vor dem heiligen Pfingstfest: »Also haltet so lange aus, Söhne der Freiheitsgöttin, und die Deutschen, diese Vielstraße, laufen Euch, um dem Hungertod zu entgehn, von selber in die Hand!« Peter Fritz! nun wißt Ihr, es wird ernst: es geht an den Magen.“

Aber der Vater hatte soeben eine kleine Leibestärkung — saures Leberle mit Gerösteten — glücklich zu Ende gebracht (ein z' Obig, wie die Schaffhausener sagen), da geriet er nicht so leicht aus den Fugen. Er sah den Vorredner mit verschmizten Augen an: „Hinkender! Man ist nicht so dumm, als man aussieht! Man hat vorgesorgt; Keller und Speicher sind voll von Eßbarem. Fünf Zentner Kartoffeln, wenig gerechnet, stehn im Haus, Mehl fast ebensoviel. Vom Geräucherten will ich nichts sagen. Wie sollen es die Engländer oder die Franzmänner machen, daß sie den Peter Fritz aushungern!“

Und ein Faustschlag des Vaders auf den Eichentisch forderte sozusagen die ganze Welt heraus. Schockschwerenot! Ein Handstreich auf den bewußten Nahrungsvorrat würde blutig abgeschlagen werden!

Der Hinkende nahm bedachtsam einen Schluck seines köstlichen Marktgräflers. „Peter Fritz! Die Dinge sind nicht zum Späßen. Angenommen, Eure Bestände wären aufgezehrt (der Vater widersprach durch ein entschiedenes Kopfschütteln). Denkt Euch, sie wären's und wir lebten in einer belagerten Festung. Vor den Toren steht der Feind, daß niemand heraus noch herein kann. Alles Mehl ist verbakken, alle Milch getrunken, Fleisch und Früchte schmolzen zu einem winzigen Rest zusammen. Der dürftige Boden hat sein Letztes hergegeben. Die Geschichte der Menschheit kennt Beispiele dieser Art, wo den Belagerten nichts übrigblieb, als sich in Feindeshand zu liefern.“

Der Vater lächelte ein wenig ungläubig. „Hinkender! es fehlt mir die kriegerische Erfahrung, aber soviel dürfte richtig sein: eine kleine Festung ist leichter zu Fall gebracht, als eine große, eine Stadt baldiger ausgehungert, als ein ganzes Reich. Ist nicht unser Vaterland ein Großstaat? Haben wir nicht fruchtbare Erde genug? einen reichen Viehstand? Ueberfluß an Fisch und Wild? Man sagt, Deutschland sei noch immer ein Bauernland, oder sind in der Landwirtschaft weniger Arme tätig als früher?“

Hier ward der Vater vom Lehrer unterbrochen: „Beträchtlich weniger! Noch vor einem Menschenalter gehörte die Hälfte der deutschen Volkszahl, also von etwa fünfzig Millionen Seelen, dem Urstand der Menschheit, dem Bauernstand an. Heute, wo wir ein Siebzigmillionen-volk geworden sind, leben weniger als ein Drittel — 28 auf 100 — von Ackerbau und verwandtem Gewerbe! Aber weil die Bodenvirtschaft im Zeitraum von dreißig Jahren ungemein verbessert wurde und Maschinen und mancherlei Gerät den Ausfall an Menschenkraft ersetzen, so braucht uns wegen der Landwirtschaft nicht zu bangen. Die Hauptschwierigkeit liegt heute anderswo: viele Tausende von tüchtigen Bauern, nicht die schlechtesten Vaterlandsverteidiger, stehn im Kampf oder halten Grenzwacht, so daß Frauen häufig allein die Saat auswerfen, das Feld beackern, Keller- und Stallgeschäft verrichten müssen. Sie hatten schon mit den Männern ihr Kreuz — nun gehört ihnen das Eiserne dazu. Hier tut Hilfe not, Ihr Mannen, dringende Hilfe!“

„Peter Fritz!“ sagte der Hinkende, „da ist Kriegsarbeit für den Nachwuchs! Ihr habt ein paar handfeste Buben, und Eure Sippe, irr' ich mich nicht, sind Bauern. Laßt die Buben in schulfreier Zeit Landarbeit tun; sie werden dafür später um so strammere Soldaten werden.“

„Soll geschehen, Hinkender,“ sagte der Vater,

und weil er ein kurzes Gedächtnis hatte, drehte er sein rotgeblümtes Sacktuch zu einem gewaltigen Knoten zusammen. „Aber, Hinkender, glaubt Ihr im Ernst, daß der Aushungerungsplan unserer Feinde gelingen könnte?“

„Er wird nicht gelingen!“ versetzte der Hinkende, und eine freundige Zuversicht glänzte von seinem Aug! „Aber wir müssen alleamt das Unfrige dazutun, der kleine Mann ebenso wie der Mann in Rang und großen Verhältnissen. Vor allem heißt es, mit Strenge drei Regeln befolgen: Erstlich: Haltet peinlich haus mit den Nahrungsvorräten!

Zum zweiten: Lasset nichts umkommen, was verwertbar ist!

Drittens: Macht nutzbar jeden Fleck unbauten Lands!

Man sollte alle Hausväter und -mütter auf diese Formeln schwören lassen, sollte Zuwiderhandlung mit hoher Straf belegen, denn es ist von Hohen und Niedern wider die Vernunft schwer gesündigt worden!“

„Hinkender!“ meinte der Löwenwirt, „die Lehren, die Ihr uns aufgebt, sind sie nicht so selbstverständlich wie das Salz in der Suppe?“

„Ja, aber nichts wird so leicht vergessen wie das Selbstverständliche. Man muß es immer erstlich wieder predigen, als ob es eine Offenbarung wäre. Ein altes Sprichwort sagt — in solchen Sprüchen steckt oft mehr Weisheit als in den dickleibigen Büchern: „Jede Menschenkreatur ist ein Stück von einem Geizhals oder von einem Verschwender.“ Aber der mutwilligen Verbraucher sind in der Welt mehr als der übertriebenen Sparer. Wie ist nicht allenthalben mit einer der herrlichsten Himmelsgaben umgegangen worden — mit dem Brote! Löwenwirt! Ihr steht auch nicht mehr im ersten Blaum und seid ein Bauernsohn. Bevor Euer Vater, ein biederer Alemann, einen wohlgebakenen Laib anschnitt, machte er nicht das Zeichen des Kreuzes darüber? Das Brot war ihm heilig, denn wie manche Segenswünsche hängen daran: des Pflügers, des Säemanns und des Schnitters und vieler anderer Hoffenden und Tätigen! Betet der Gottesfürchtige nicht um sein täglich Brot? Als der Heiland die Fünftausend speiste — am schönsten nachzulesen im Evangelisten Markus — war nicht das Brot die Hauptsache? und ward es nicht beim letzten Erbärmahle vollends geweiht? Von Urväter auf Urenkel verpflanzte sich die Verehrung des Brots. Wenn einer in die Fremde ging, nahm er ein Stück des braunen Laibs mit sich und bewahrte es treulich zwischen seiner Habe, um vor allzuvielm Heimweh geseit zu sein. Aber wo ist diese Verehrung hinkommen? Hat man nicht vor dem Krieg Brotrinden und Weichgebäck auf allen Schul- und Fabrikhöfen herumliegen sehn? Wird nicht just mit dem größten

Segen der größte Unfug getrieben? am meisten in den Wirtschaften, wo der Stammgast zum Zeitvertreib die köstlichste Backware zu kleinen Ängeln drehte und seine Kunstwerke hernach leichtfertig zur Erde warf! Als der Hinkende zufällig mit einem solchen zusammenfaß — es war in Freiburg in der Herberge „zum Rappen“ — brachte er jenes Märlein vor von der Edel-frau, die Brotlaib an Brotlaib über eine Pfütze legen ließ, auf daß ihr Rocksaum nicht schmutzig werde. Die Erde tat sich auf und verschlang das hoffärtige Weib. „Alberne Geschichten!“ sagte drauf der Tischgast, „als ob es in der Welt nicht genug Brot gäbe!“ ... Dieser barsche Gesell aber ist ein Unwissender, und er verspürte sicherlich nie die Weihe des reifen Kornfelds, wenn es unterm blauen Sommerhimmel leise hin- und herwogt. In Wahrheit haben wir ausreichend Brot nur, wenn wir damit sparsam umgehn. Und ebenso ist es mit vielen andern Lebensmitteln; man braucht nur die Zahl reden zu lassen. Die Zahl ist die eigentliche Beherrscherin des Weltalls: der König ist ihr nicht weniger untertan als der letzte Bürger seines Staats.“

Der Hinkende ruhte sich ein Weilchen von seiner Rede aus. Darnach holte er aus seiner Rocktasche ein abgegriffen Merkbüchlein hervor. Es war ganz vollgekritzelt mit Ziffern und sonstigen Schriftzeichen. „Wenn's beliebt,“ sagte der Hinkende jetzt, „wollen wir ein paar rechnerische Betrachtungen anstellen. Der Löwenwirt, wie üblich, stiftet die Kreide. Der Lehrer wird hiermit ehrenamtlich zum Rechnungsprüfer bestellt. Die Frau Löwenwirtin sorgt auf des Hinkenden Kosten für einen Doppelliter, damit die trockenen Zahlen gehörig können angefeuchtet werden. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und wenn wir auch im Krieg leben, warum sollten wir nicht hin und wieder eine Freude aussuchen, sofern es mit Maß und in Ehren geschieht? ... Also, beginnen wir mit der Grundlage aller Volkswirtschaft, mit dem Bodenertrag. Wir nehmen für unsre Betrachtung den Durchschnitt der Jahre 1912/13 zu Hilfe. Darnach werden auf deutscher Erde jährlich erzeugt und zwar in Tonnen — wir nehmen runde Zahlen, damit der Peter Fritz nicht zuviel Kopfarbeit hat:

Roggen und Weizen	16,5 Millionen,
Spelz, Gerste und Hafer nebst andern Getreidesorten . .	12,5 "
Kartoffeln, auch Grundbirnen genannt	52 "
Hülsenfrüchte, als da sind: Erbsen, Bohnen und Linjen	0,5 "
Somit beträgt die inländische Erzeugung an Nährfrucht	81,5 Millionen
oder in Zentnern ungerechnet (die Tonne hat deren 20): 1630 Millionen Zentner. Stimmt's, Jugendpfleger?“	



„Es stimmt,“ sagte der Lehrer, über seines Nachbars Rechen- und Schreibarbeit gebückt, und er war nicht wenig stolz auf sein neues Ehrenamt.

„Eimundachtzig Millionen Tonnen auf siebzig Millionen Deutsche, damit sollte man auskommen,“ meinte der Bader.

Der Hinkende schlug eine andere Seite seines Merkbuchs auf: „Herr Doktor! wir haben mit unsrer Rechnung erst begonnen und es kommt nicht nur darauf an, was die Ernte einbringt, sondern wozu man sie braucht. Vom Besten frißt uns das liebe Vieh weg: allein vom Roggen geht fast ein Viertel in den Tiermägen auf. Von den Kartoffeln wandert ein reichlich Drittel in die Küchen; fast die Hälfte dient gewerblichem Zweck oder häuerlicher Viehhaltung; der Rest stiftet den Nutzen der Fortpflanzung, d. h. er ist zur Aussaat bestimmt. Man hat festgestellt, daß von der Inlandsernte an Nährfrucht rund fünf- undvierzig Millionen Tonnen ans Vieh verfüttert oder gewerblich verarbeitet, etwa neun Millionen als Saatgut verwendet werden, und wenn ein Geschwindrechner am Tisch ist, so soll er sagen, wieviel vom Ertrag für menschliche Ernährung freibleibt.“

„Siebenundzwanzig Millionen und eine halbe,“ sagte der Löwenwirt, noch ehe der Hinkende mit seiner Kreide die Zahl auf den Tisch gemalt hatte. „Aber, verehrter Stifter, da rückt der Doppelliter an. Erlaubt, daß ich einschenke!“

Der Fünfunddreißiger blinkte wie flüchtig Gold in den Gläsern, die zusammenklagen wie eine Lobpreisung des rebenreichen Markgräflerlands.

Diesmal nahm der Bader die Betrachtung wieder auf. „Hinkender, versteh' ich recht, so sind 27 $\frac{1}{2}$ Millionen Nährfrucht, lauter Selbst-erzeugtes, für die deutschen Mägen da. Man sollte denken, auch das wäre genug!“

„Eigentlich sind es nur 23 $\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen,“ belehrte ihn der Hinkende. „Jeder halbwegs Erwachsene weiß, daß die meisten Boden-erzeugnisse nicht gegessen werden, wie man sie erntet, sondern die Natur will, daß wir nur durch Arbeit zum Genuß ihrer Gaben gelangen. Bis die Roggen- und Weizenernte genuffertig ist, stehen uns nur noch rund 8 $\frac{1}{2}$ Millionen Mehl als Ausbeute aus 12 Millionen der entsprechenden Getreidemenge zur Verfügung. Auch wenn die übrigen Kornfrüchte, Gerste und Hafer, zu Menschennahrung verarbeitet werden, scheiden ansehnliche Mengen als Abfall aus. Vom Gewichtsverlust bei Kartoffeln weiß jede Hausfrau zu reden. »Es ist der natürliche Schwund,« wie jener Kammerdiener sagte, da er heimlich seines Herrn Weinsfaß leertrinken half. . . Um es noch einmal zu sagen: genußtauglich bleiben von den anfangs errechneten 27 $\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen nur 23 $\frac{1}{2}$.“

Der Bader war in tiefes Nachdenken versunken. „Hinkender,“ meinte er kopfschüttelnd,

„mir scheint, es ist ein Loch in Eurer Rechnung. Habt Ihr nicht, als Ihr die Nährfrüchte anzähltet, mein Leibgericht vergessen, den Reis? Mit Huhn verzehrt, gibt es nichts Besseres und er ist bekömmlicher als vieles andre.“

„Allerhand Hochachtung, Herr Doktor!“ fuhr der Hinkende fort, „diesmal habt Ihr ins Schwarze getroffen! Den Reis können wir nicht hoch genug schätzen. Außer dem Peter Fritz leben von ihm nicht weniger als 750 Millionen Erdenbewohner, die Hälfte der ganzen Menschheit. Der Reis ist also ein Hauptnahrungsmittel; er hat nur den einen Fehler, daß er auf deutschen Böden nicht gedeiht. Er muß also von fremden Erzeugungsländern bezogen werden, beispielsweise aus China, wo er schon vor fünftausend Jahren gepflanzt und gepflegt ward, aus Indien oder Arabien, aus Italien oder Spanien. Und da kommen wir nun zur andern Seite unsrer Rechnung. Das deutsche Volk verbraucht nichts alles selbst, was es auf eigenem Grund und Boden gebaut hat, sondern gibt von seinen Ernten den Fremdvölkern ab. So war es wenigstens vor dem Kriege. Wir haben aber umgekehrt auch nicht alles selbst gebaut, was wir verbrauchen, sondern sind, wie wir vorhin am Reiz gesehen, mit gewissen Erzeugnissen vom Ausland versorgt worden — am stärksten mit Gerste und Weizen. Von der letztern Getreidemenge fehlen uns jetzt, dank englischer Kriegführung, ungefähr zwei Millionen Tonnen, von der Gerste deren drei Millionen. Was wir an Roggen, Hafer und Kartoffeln benötigen, deckt die eigene Ernte nur müßen wir klug mit den Vorräten verfahren und insbesondere tun wir gut daran, der sparsam wegen die Kartoffeln hinfort nur in der Schale zu kochen. Beim Schälen der Erdäpfel gehen verloren 15 vom Hundert in der Kartoffel steckenden Nährkräfte. Wenn also unser Verbrauch an dieser Knollenfrucht jährlich 14 Millionen Tonnen beträgt, so entsteht durch das Schälen ein Verlust von 2 Millionen Tonnen oder, in Geldeswert umgerechnet, von 180 Millionen Mark.“

Der Hinkende blätterte wieder in seinem Taschenbuch und fuhr dann fort: „Des unsre Grenzen Hereingebrachten ist beträchtlich mehr als des Ausgeführten. Es ist also ein Einfuhrüberschuß vorhanden, und zwar beträgt er an genußtauglicher Nährfrucht 1,8 Millionen Tonnen. Wenn Ihr diese Menge unsrer bisherigen Ernährungsziffer von 23 $\frac{1}{2}$ Millionen zuschreibt, so kommt Ihr laut Adam Riese auf einen Gesamtverzehr des deutschen Volkes an Mehl, Hülsenfrüchten und Kartoffeln von 25,8 Millionen Tonnen im Jahr. In dieser Rechnung Peter Fritz, ist Euer Leibgericht inbegriffen, genau gewogen mit 212 000 Tonnen. Aber wenn Ihr nicht auch darin vorgesorgt habt, wird das Huhn über kurz oder lang ohne Reis

gegessen werden müssen, denn Reis ist selten geworden und teuer."

Der Bader rüchete auf seinem Stuhl etwas unruhig hin und her: „Hinkender, warum spitzt Ihr bei Euern Vergleichen immer auf mich? Es sind noch andre Leute am Tisch!"

Der Hinkende lächelte: „Weil ich weiß, daß Ihr einen Spaß versteht und wie sehr Euer Magen an den Gewöhnungen des Friedens hängt. Peter Fritz, Ihr seid noch in dem Alter, wo Umbildungen verhältnismäßig leicht fallen. Der Hinkende ist um die Hälfte älter und hat es auch lernen müssen. Zuerst freilich, als die Morgenwecken immer kleiner wurden, ist er nicht wenig erschrocken. Bald brauchte man keine Brottasche mehr vors Haustor zu hängen. Die Semmel

konnte ja vom Bäckerburschen durchs Schlüsselloch hereingeschoben werden. Die Lisbeth, des Hinkenden Hausgeist und Schlüsselbewahrerin, drohte ehemals dem Bäcker Feindschaft an, wenn das Weizenmehl nicht so weiß war, wie ihres Herrn Schreibpapier. Aber was geschah eines Morgens, als das Frühstück aufgetragen war? Den Brotsteller verzierte ein mißratenes Geschöpf des Backofens, des-



Des Hinkenden Lieblingsgebäck war in Ehren grau geworden — feldgrau . . .

gleichen der Hinkende nie mit Augen gesehen: die Morgensemmel, des Hinkenden Lieblingsgebäck, war in Ehren grau geworden — feldgrau! Darauf wurden die Machwerke einfür allemal von der Tafel verbannt und ihre Stelle vertritt ein kräftig Landbrot, Roggen mit Kartoffelmehlzusatz — das berühmte K-Brot. Der Kaffee ist ersetzt durch Hasergrüße oder durch eine Suppe aus Schwarzbrotresten. Dem Hinkenden schmeckt's, namentlich seit einer von Englands Staatsmännern gesagt hat: den Kartoffelbrotgeist in Deutschland müssen wir weit mehr fürchten als verspotten. Aber manche Leute meinen, sie könnten nicht leben ohne Ripfel, Hörnchen und Salzwecken. Drum hat der Staat dem Nüchlichen durch Zwang nachgeholfen. Wir dürfen es fast buchstäblich nehmen: der Brotkorb ist uns gründlich höher gehängt worden.

Der Reichskanzler mit seinen hohen Käten schneidet dem deutschen Michel das Brot vor und wiegt ihm das Mehl zu. Vom letzteren 200 Gramm auf den Tag und Kopf, kein Quentchen drüber noch drunter. Wer seinen Anteil nicht aufzehrt, mag mit gastfreundlicher Hand dem Bedürftigen darreichen. Das Brot wird wieder zum Geschenk; früher sagte der Bettler kaum ein „Vergelt's Gott" dafür. Der Staat ist aber noch weiter gegangen und hat eine Reihe nützlicher Gesetze gemacht: der Müller muß das Getreide ausmahlen bis zum äußersten; der Bauer darf kein Brot mehr ans Vieh verfüttern; dem übertriebenen Kuchenbacken ist ein Riegel vorgeschoben — zum Glück. Hat doch ein sächsischer Haushalt noch vor Monatsfrist zu einer einzigen

Kindstaufe 29 Kuchen hergerichtet. Dem Bäcker und Händler ist jetzt verboten, Brot oder Mehl anders abzugeben als gegen besondere Karten. Peter Fritz! man heißt das die Vorräte strecken. Das Wort hat einen getrübbten Ruf von unterschiedlichen Bräuchen her. Man streckt den Wein, indem man Wasser dazugießt. Kommt aber der Staatsanwalt dahinter, so wird der Pantfcher gestreckt. Es gibt

Schneider, die strecken den Stoff ihrer Kunden, damit es noch für den eigenen Buben langt zu einem Brusttuch oder einem Höslein, wie Gott will. Jetzt, durch die Maßnahmen des Reichs und seiner Verwaltungen kommt das Wort wieder zu Ehren und wir wollen alle strecken helfen im guten Sinne!"

Der Hinkende hatte zuletzt seine hellen Augen auf einen Kranz von Brotrinde geheftet, die der Bader vom Abendimbis übriggelassen. Der Bader ward über und über rot, wickelte aber die braunen Reste feinsäuberlich in ein Papier und ließ das Ganze in seiner Tasche verschwinden. „Für die Brotsuppe," sagte er ein wenig verlegen.

Väterlich klopfte ihm der Hinkende auf die Schulter. „Wertgeschätztester aller Haarkünstler! Ihr macht überraschende Fortschritte, und daß Eure gute Handlung recht sichtbar werde, wollen

wir noch eine kleine Zahlenrechnung miteinander anstellen. Man zählt in Deutschland etwa 10 Millionen Haushaltungen. Angenommen nun, jede dieser Haushaltungen läßt täglich auch nur 5 Gramm Brot unkommen, so entsteht ein Verlust an Eßware von 50 Millionen Gramm oder 50 000 Kilogramm an einem einzigen Tag. In



... jetzt schneidet der Reichskämmerer mit seinen hohen Räten dem deutschen Michel das Brot vor . . .

einem Monat sind es $30 \times 50\,000$, also 1 500 000 Kilogramm. Damit könnt Ihr 300 Eisenbahnwagen mit je 5000 Kilogramm beladen. In andern Zahlen: weil jeder deutsche Haushalt täglich ein Stückchen von 5 Gramm verschwendet hat, geht im Monat verloren 2 Millionen Brote von $1\frac{1}{2}$ Pfund oder 1 Million Brote von 3 Pfund. Peter Frik! wißt Ihr nun, warum weiße Sparsamkeit das Wichtigste unsres Ernährungsfeldzugs ist?"

Der Angeredete strahlte übers ganze Gesicht. Ohne ihn, den Bader, wäre der Hinkende gar nicht auf dies Zahlengleichnis verfallen. Unser Hinkender überließ den Peter Frik eine Weile seinem drolligen Selbstgefühl, um sich selber ein wenig zu stärken. Dann fuhr er fort:

„Unter uns! Haben wir vor dem Krieg nicht alle über unsre Verhältnisse gelebt? Wohl heißt es: Essen und Trinken hält Leib und Seel' zusammen; aber zuviel Essen und Trinken bringt den Körper vorzeitig aus den Fugen. An Mästung gehn mehr Menschen zugrund als an Unterernährung, aber ein Vielfraß wird nicht geboren, sondern erzogen. »Je weniger einer braucht, desto näher ist er den Göttern, die gar nichts brauchen.« Dies Wort stammt von einem Weisen des Altertums, Sokrates geheißten. Der Hinkende

unterschreibt's. Um also vernunftgemäß zu leben, sollen wir uns vor allem vor Ueberfütterung in acht nehmen und nur soviel verzehren, als wir zur Sättigung und Eigenerwärmung, Knochen- und Säftebildung, kurz zu Aufbau und Erhaltung unsres Leibes unbedingt nötig haben.“

Der Bader schüttelte das Haupt: „Hinkender! man muß ein richtiger Doktor sein, um Euch folgen zu können. Wie kann ein anderer außer mir aufs genaueste wissen, was ich täglich brauche an Fleisch oder Kartoffeln, an Mehl oder an Gemüß?“

„Peter Frik! Ihr redet, als wärt Ihr nie krank gewesen und es hätt' Euch nie der Arzt den Rechenzettel gemacht statt Eurer Frau Eheliebsten. Wenn Ihr's noch nicht wißt: Ihr seid wissenschaftlich erforscht. Mit andern Worten: es ist genau ermittelt, was das menschliche Einzelwesen täglich braucht an Eiweißkörpern und Fetten, an Stickstoff- und Sauerstoffhaltigem, an Wasser und Salzen. Natürlich braucht nicht jeder das gleiche und in der gleichen Menge, sondern Alter und Geschlecht, Wachstum und Lebensweise, Arbeitsleistung und Seelenverfassung bestimmen das Kostmaß. Der Greis oder das Kind, bevor es zur Schule geht, braucht weniger als das mittlere Lebensalter, der Handarbeiter mehr als einer, der mit dem Kopfe schafft. Ueber den Heißhunger der Lehrburschen wird seit dem Sündenfall von allen Meisterinnen gejammert, und von den Mägdelein sagt ein Arzt, daß sie überhaupt nicht satt werden, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie sich zu verloben pflegen. Ein vollkräftiger Arbeiter mittlerer Anstrengung bedarf, wenn der Hinkende von einem Gelehrten zuverlässig unterrichtet worden, täglich einer Zufuhr von 90 bis 95 Gramm Eiweiß, 115 Gramm an Fetten und 450 Gramm sogenannter Kohlenstoffhydrate, von denen noch geredet werden muß. Die hauptsächlichsten Nährkörper liefert uns das Pflanzenreich ebensowohl als das Tierreich. Eiweißstoffe, auch Blutbilder genannt, kommen, vom Fleisch abgesehen, namentlich in Hülsenfrüchten vor, am meisten in Bohnen, Erbsen und Linjen. Aber auch Eier, Milch und Käse, selbst Fische sind Eiweißspender. Fette und Öle, mit denen besonders unsre Herbergsmutter nicht spart, wie an der Fettpolsterung des Löwenwirts gesehen werden kann, liefert uns ebenfalls die Pflanzenwelt — beispielsweise durch die Früchte der Kokospalme, die leider bei uns nicht wächst, aber auch im Rotbuchenjamen, der sogenannten Buchecker, oder im Samen der Sonnenblume usw. Außerordentlich wichtig ist aber für den menschlichen Körper die Aufnahme von Kohlenstoffhydraten, d. h. derjenigen Nährmittel, die hauptsächlich Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff enthalten. Hierher müssen wir nehmen das Brot, die Kartoffeln, ferner Zucker und Obst, endlich die Gemüße, deren es so unendlich viele

gibt, etliche durch Nährwert ausgezeichnet, die meisten mehr zu rühmen als Reiz- und Genußmittel. Fast jeder von uns schwärmt für ein solches oder für mehrere zusammen. Der Löwenwirt — dem Hinkenden ist nichts verborgen — stellt am höchsten die Kapuzinchen und den Rosenkohl. Wenn ihm die Jahreszeit beides versagt, ein Spargelgemüs. Unser Lehrer sagt, sein Butterbrot schmecke nie besser als mit Schnittlauch. Dem Peter Fritz läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn auf des Löwenwirts Speisekarte (sie ist reichhaltiger als manche in der Stadt) ein Sellerichsalat steht, und zum Ochsenfleisch kann ihm die Löwenwirtin nie genug Meerrettich tun. Wenn die Lisbeth dem Hinkenden eine Lieblingstafel zererschlägt oder sonst ein Unheil im Hause anstellt, wie bei großen Puzereien zu geschehn pflegt, so setzt sie ihm des Mittags sicher Teltower Rübchen vor oder des Abends Schwarzwurzeln, die sie, eine Meisterin in solchen Sachen, nur aus den Einmachgläsern zu nehmen und auf den Herd zu stellen braucht. Es ließe sich noch mancherlei sagen, doch ist, wohlgemerkt, Gemüs im allgemeinen arm an Eiweißstoffen, desto reicher an Nährsalzen oder an Körpern, die wir als Bestandteile der Erdrinde kennen, wie Kalk und Eisen. Aus alledem erhellt, daß wir die Pflanzenkost weit mehr bevorzugen dürfen als seither geschehn. Dabei ist zu bedenken, daß die Nährstoffe im Fleisch gegenüber den andern etwa drei- bis fünfmal so teuer bezahlt werden müssen. Und endlich: beim Gemüßverbrauch sind wir vom Ausland soviel wie unabhängig, denn von den 6,3 Millionen Tonnen, die das deutsche Volk jährlich an Salaten, Kraut, Rübchen und ähnlichem verzehrt, liefern uns fremdländische Böden, wenn es viel ist, den zwanzigsten Teil. Und auch diesen können wir ersetzen bei richtiger Ausnützung aller vorhandenen Anbauflächen. Also alles spricht dafür, daß wir uns im Fleischverbrauch einschränken und mehr Pflanzennahrung zu uns nehmen. Beim Hinkenden wird seit Jahren an jedem zweiten Tag das Fleisch von der Tafel fortgelassen. Auch die Lisbeth, die darob schier den Dienst aufgekündigt hätte, findet die jetzige Speiseordnung weit beförmlicher, und ihr Küchenzettel ist nicht eiförmiger geworden als früher. Im Gegenteil; sie zaubert mit Hilfe von Kartoffeln, Obst und Gemüs die erstaunlichsten Abwechslungen hervor.“

Dem Löwenwirt konnte man ansehen: von dieser Wendung des Gesprächs war er nicht sonderlich erbaut. Beide Hände legte er in voller Breite auf sein Bäuchlein, daß ihm, dem wohlgepflegten und -gerundeten, ja kein Leids gescheh'. „Hinkender!“ sagte er dann, „mein Ochsenfleisch täglich muß ich haben. Ich bin es gewohnt von Vaterszeiten, und Altersbräuche soll man ehren.“

„Wenn nun aber Fleischmangel einträte,“ warf ihm der Lehrer dagegen ein, „was dann?“

Der Löwenwirt, der angefangen hatte, der Reihe nach die leeren Weingläser wieder aufzufüllen, hielt in diesem Geschäft einen Augenblick inne. „Fleischmangel? (und er knetete das Wort so breit, als ob er einen Kuchenteig unter den Händen hätte) Herr Lehrer! ich bin in den Viehställen daheim wie Ihr in Eurer Schul'. Auf Meilen im Umkreis kennt mich ein jeder Och und jedes Kälblein, es kann so jung sein, als es mag. Einen reichern Viehstand als hierzuland gibt es nicht leicht. Wenn es aber einmal hapern sollte mit dem Fleisch, ei nun! so wird man eben Wurst essen!“

Der Lehrer gab dem Gasthoser und Eigenschlächter tapfer heraus, als säße man beim Skat und er hätte den Eichenwenzel in der Hand. „Löwenwirt! Ein Schulbube ward gefragt, was zu tun sei, wenn das Fleisch knapp würde. Hierauf der Bub: »Dann muß man halt ein Schwein schlachten.« Nein, Löwenwirt, da wollen wir lieber auf des Hinkenden Meinung hören!“

Der Hinkende fand es nützlich, begütigend zu reden: „Unser Löwenwirt will Zeit haben. Aber er bekehrt sich — zehn gegen eins gewettet — zur wahren Einsicht, wenn wir abermals die Zahlen, diese vortrefflichen Nothelfer, zu Rate ziehn. Löwenwirt! was mögt Ihr täglich etwa an Fleisch verzehren?“

Aber statt seiner antwortete die Löwenwirtin, die sich, sozusagen als eine Fachmännische, nun ebenfalls am Stammtisch angejodelt hatte. „Hammelfleisch,“ sagte die Frau, „rührt er mir kaum an, der Löwenwirt; auch vom Kälbern ist er kein großer Freund, es müßte denn ein Schnitzel sein, ein Eingemachtes mit Nudeln oder ein Kalbskopf. Mit dem Ochsenfleisch hat es seine Richtigkeit; es hängt davon gewissermaßen der Hausfriede ab. Das Schweinerne kommt gleich darnach. Ein Pfündchen und ein halbes ist das mindeste, was er an Fleisch zu sich nimmt. Wenn wir abends Schlachtschüssel haben, mögen es zwei Pfündchen sein, mehr aber (die Löwenwirtin zählte in Gedanken nach), nein! mehr gewiß nicht. Der Herrgott mög' es ihm gesegnen!“

Worauf der Löwenwirt nickte, als wollte er sagen: sie weiß Bescheid. Der Hinkende aber begann wieder zu rechnen und griff nach seiner Kreide. „Nehmen wir das wenigste, so sind's 750 Gramm täglich. Das wären im Jahr bei 365 Tagen insgesamt 273 750 Gramm, also rund 274 Kilogramm oder 548 Pfund. Eine tapfere Magenleistung, Löwenwirt, und beträchtlich überm Reichsdurchschnitt!“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Herbergsvater, „wo wollt Ihr wieder mit Euren Geheimnissen hinaus?“

„Es ist kein Geheimnis,“ fuhr der Hinkende

fort, „sondern steht allenthalben geschrieben und gedruckt, daß der durchschnittliche Fleischverbrauch der Deutschen auf den Kopf heute 52,3 Kilogramm, also 104,6 Pfund im Jahr beträgt. Im Jahre 1815 waren es etwa 26 Pfund, also kamen die Helden der Befreiungskriege mit dem vierten Teil unsrer Fleischnahrung aus. Die Sieger von Königgrätz und Sedan aßen halb soviel Fleisch als wir es tun, und noch 1873 war der Verbrauch auf Kopf und Jahr unter 60 Pfund. Die Engländer — straf' sie Gott! —, die doch als Fleischesser bekannt sind, bringen es im Durchschnitt auf 95, die Franzmänner auf 67 Pfund. Die Russen stehen zu Buch mit nur 43 Pfund. Vielleicht rührt dies daher, daß viele von ihnen Talglichte als Nahrung bevorzugten. Wir Deutsche gehn demnach als Fleischverzehrern allen Völkern Europas voran.“

Der Lehrer nahm dem Hinkenden die Kreide weg und malte eine Reihe von Zahlen hin. „Bei einem Durchschnittsverbrauch von 105 Pfunden im Jahr entfallen auf den einzelnen Magen, haarstarr gerechnet, 287 Gramm täglich. Soviel kann sich ein armer Volksschullehrer nicht leisten.“

„Glaub's wohl,“ sagte der Hinkende, „um so mehr leistet sich unser Löwenwirt. In der Regel wären es 750 Gramm, also weit überm Doppelten des Durchschnitts; zu Ehren der Schlachtschüssel kommt fast ein vierfaches Kostmaß heraus. Es ist vorhin vom Aufbau des menschlichen Körpers die Rede gewesen. Was den Löwenwirt anlangt, so mag er ruhig anfangen abzubauen. Im nächsten Heumond, bei fünfundzwanzig Grad im Schatten, ist mancher froh, daß er den Leibriemen enger geschnallt hat und die Kragenummer kleiner geworden ist.“

Der Löwenwirt hatte immer aufmerkamer zugehört. Wenn man die Ernährungsgeschichten von dieser Seite nahm, mochte der Hinkende so unrecht nicht haben. Immerhin — so lange die Wurstkammer von Geräuchertem vollhing, lauter gute Dauerware, hatte es keine Eile. Mindestens konnte man die Sache nochmals über-schlafen. Wenn es ganz ernst wurde — nun ja! andere hatten viel mehr geopfert; warum sollte er, der Löwenwirt, nicht den Leibespeck auf dem Altar des Vaterlands darbringen?

Der Schulmann fühlte sich mit dem Hinkenden längst eines Sinnes. Dagegen der Bader konnte sich von seinen gewohnten Anschauungen noch nicht völlig losreißen.

„Hinkender,“ sagte er, „vielleicht gewöhnen wir uns eine Menge schöner Dinge ab und auf einmal ist der Friede da und alle Enthaltfamkeit wär' nicht nötig gewesen!“

Mit einem strengen Ton in der Stimme erwiderte da der Hinkende: „Peter Fritz! daß ihr achtundvierzig Stunden hintereinander ohne Speise und Trank im Schützengraben läget! Im Osten hat ein Häuflein wackerer Preußen unter

Hauptmann Blendermann fünf Tage lang von rohen Schweinerüben leben müssen, und Ihr denkt nur an Euern Reis und Euer Bachhuhn. Wer aber einzig Sorge trägt, wie er seinen Banst pflege, der ist in dieser ersten Zeit nicht würdig seines großen Vaterlands! Wenn jetzt Tausende gegen schlechte Eßgewohnheiten predigen, so denken sie nicht bloß an Kriegszeit, sondern weit darüber hinaus. Indem das ganze Volk zu vernunftgemäßer Ernährungsweise übergeht, wird ein neues Geschlecht heranwachsen von gesundem Körperwesen und gesundem Geist. Alsdann wird die Welt merken, daß unsre Feinde es anstellen wollen, wie sie mögen: immer wieder ist ein starkes Deutschland da. Und nun, Peter Fritz, mögt Ihr es mit Eurem Magen aus-machen, ob Ihr als einer vom großen Heer der Freiwilligen am zukünftigen Deutschum mit-bauen wollt oder nicht?“

Der Bader ward abermals rot wie ein Schulknabe, der auf verbotenem Weg ertappt worden ist. Dann gab er seinem ganzen Wesen einen Ruck und streckte dem Hinkenden die Rechte hin: „Ein Mann — ein Wort! es soll an meinem Teil nicht fehlen. Gleich morgen, obschon es ein Sonntag ist, wird die Kriegsküche eingeführt. Nach dem Hauptgottesdienst wandern der Peter Fritz und die Buben mit Hacke und Spaten vors Tor, wo ungenühter Baugrund liegt, ein Erbstück von einem Finstelsmorgen. Abends, sobald die Kundschaft bedient ist, wird geschaufelt, gejätet, Gemüse gepflanzt. Wenn wir die ersten Spargeln stechen, seid Ihr zu einer Kostprobe eingeladen, Hinkender!“

Aber der Hinkende drohte mit dem Zeigefinger: „Peter Fritz! werdet mir nicht rückfällig! Es gibt wichtigere Gemüsesorten als den Spargel. Pflanzet lieber Bohnen, so habt Ihr Gemüse von höchstem Nährwert. Daneben denkt an Erbsen und gelbe Rüben. Vor allem jedoch pflanzt Kartoffeln!“

Der Bader mußte lachen: „Erdäpfel bauen ist keine Kunst. Das sagt schon das Sprichwort von den größten Kartoffeln!“

„Peter Fritz,“ ermahnte der Hinkende, „es gibt auch Sprichwörter, denen mißtraut werden muß. Am besten, Ihr zieht bei Eurer künftigen Arbeit einen tüchtigen Landwirt zu Rat. Es ist mit der Hände Werk allein nicht getan, sondern die Verhältnisse des Bodens wollen genau gekannt sein; desgleichen die Geseze des Keimens, des Blühens und der Fruchtfolge. Düngen und Abwehr der Schädlinge lernt man auch nicht von einem Tag auf den andern. Im übrigen kann der Hinkende Euern Entschluß nur loben und es freut ihn, daß der Herr Doktor glücklich befehrt ist... Löwenwirt! wann darf man bei Euch auf den großen Umschwung rechnen?“

Der Angesprochene gab seinem Weib einen leichten Puff in die Seite. Man kann es schon

jagen, ohne der Frau Löwenwirtin zu nah zu treten: er stieß auch nicht gerade auf ein Knochengerüst. „Alte! An unsrem Hinkenden ging ein Heidenprediger verloren. Wir müssen wohl oder übel Buße tun. Im »Löwen« wird der Kriegshaushalt eingeführt. Von morgen ab wird es auf jeden Gast, und wenn es der Bezirksamtman wäre, kleinere Kostmaße geben.“

„Damit Ihr fortfahren könnt, Euch selber zu mästen? Löwenwirt! Ihr seid ein Schlaumeier und Böfewicht.“

„Spaß beiseit, Hinkender,“ sagte jetzt der Gasthoyer und erhob sich fast feierlich von seinem Stuhl. „Wir wollen in allem Ernst bei Eurem Ernährungskrieg mithelfen. Sind wir's doch unsern Vuben im Feld schuldig!“

„Wohlgetan!“ rief der Hinkende und erhob sein Glas. „Für heute kann die Sitzung geschlossen werden. Deutschland wird nicht an den Bettelstab kommen, wenn wir alle unsre Pflicht tun! Schon haben überall im Reich Bestandsaufnahmen stattgefunden und es zeigt sich, daß wir mit unseren Körnermengen und unserem Fleischvorrat auszukommen vermögen. Was die Kartoffeln betrifft, so hat ein gewissenhafter Hausknecht in Heilbronn die seines Brotherrn sogar gezählt, und es waren 5472 Stück. Ungehobene Naturschätze werden jetzt durch reichere Bodenbebauung ans Licht gebracht. Also warum sollten wir verzagen? Der Staatshaushalt ist ebenfalls gesund, und unsre Volkswirtschaft bricht nicht zusammen, solange viele Werkstätten Tag und Nacht zu arbeiten haben, unsre Eisenbahnen fast wie im Frieden laufen, die Kaufleute voller Seelenruh' ihre Leipziger Messe abhalten und unser Herr Reichsäckelmeister nur den Sack aufzuhalten braucht, so regnen neun Milliarden hinein, darunter einellnmenge von Spargroschen. Wieviel des täglichen Allerlei sehen wir bereits kriegsmäßig umgewandelt, und liefert nicht selbst unsre Frauenwelt erfreuliche Beispiele, wie man sich den neuen Verhältnissen anpassen kann? Der Krieg — auch darauf

hofften unsre Feinde — wird deutschem Gewerbe oder Verkehr so viele Köpfe und Arme entziehen, daß gerade die notwendigsten Tätigkeiten bald zum Erliegen kommen. Aber es sprangen die Kriegsfrauen in die Bresche: als Leiterinnen



Jetzt schwingen sie die Hämmer überm Amboß oder wirken am Schmiedefeuer . . .

von Fabriken, als Schaffnerinnen der Straßenbahn, als Schornsteinfegerinnen (und letzteres nicht etwa darum, weil Schwarz erfahrungsgemäß die meisten Damen am besten kleidet). Ein Schmiedemeister zu Eichberg bei Passau schickte fünf Söhne, wackre Stützen seines Handwerks, aufs Feld der Ehre. Was tun jetzt seine Mägdlein, damit das väterliche Geschäft nicht stocke? Rechtlichaffene Töchter des Bayernlandes, schwingen sie die Hämmer überm Amboß oder wirken am Schmiedefeuer, und dem Hinkenden ist ums Herz, als biete sich ein Gleichnis dar der Zukunft unsres Volkes. Freunde! nehmt dies Beispiel zu eigener Ermunterung und nun, da es spät geworden, laßt uns vor dem Auseinandergehn einen Schwur tun: »Was auch immer kommen mag: Wir werden durchhalten! und der Krieg soll uns, wenn er längst vorüber, ein Lehr- und Zuchtmeister gewesen sein! Denn aus den Kriegsregeln müssen Friedensbräuche werden!«

Unterm Hindenburg-Bilde wurde es feierlich gelobt. Die Löwenwirtin namens der Hausfrauenwelt und sämtlicher deutschen Köchinnen ledigen Stands tat auch ihre Hand in des Hinkenden Rechte und die blanken Augen des großen Stammtischheiligen blickten aufmunternd in das jüngste Kriegsbündnis.

Wilhelm Schlang.



... der Reichsäckelmeister braucht nur den Sack aufzuhalten, so regnen neun Milliarden hinein. . .

unter einellnmenge von Spargroschen. Wieviel des täglichen Allerlei sehen wir bereits kriegsmäßig umgewandelt, und liefert nicht selbst unsre Frauenwelt erfreuliche Beispiele, wie man sich den neuen Verhältnissen anpassen kann? Der Krieg — auch darauf

Ein Freund und Helfer des Hinkenden.

Wenn einer sich dermaßen in Gedanken eingesponnen hat, daß er seiner Umgebung kaum mehr achtet, so sagen die Leute von ihm: er macht Kalender. Damit — mag er wollen oder nicht — drückt der Volksmund aus, daß das Kalendermachen zu den Denkgeschäften gehört, aber der sehr verehrte Mitmensch ist auf dem Holzweg, wenn er meint, eine abgeforderte, in sich verschlossene Tätigkeit der Vorstellungsgaben, ein Zustand völliger Unaufmerksamkeit für die Dinge, die ringsherum vor sich gehn, kurz: ein einseitig Gedankenwesen genüge, um einen Kalender, den das Volk zum Hansbuch wählt, um sein Gemüt und Nachdenken daran zu bilden. Büchermachen und Gelesenwerden sind zweierlei. Man braucht nur ein Viertelstündchen vor einem großen Buchladen zu stehen, (länger als ein Viertelstündchen hält bei der Massenflut an Kriegsbüchern und Kriegsschriften keiner stand), so weiß man auch: es gibt nichts Geduldigeres als Papier und Druckerwärze. Nach vorsichtiger Berechnung lieferten die deutschen Pressen im Verlauf der letzten neun Monate allein etwa fünfundzwanzighundert Kriegsschriften; es kommen auf den Tag also ihrer acht Stück. Dafür sind die meisten Druckwerklein um so kurzlebiger, und das Wenigste davon dringt in die Stuben oder gar in die Herzen des Volks. Denn es weiß nicht jeder die Gewaltigkeit der jetzigen Verhältnisse so menschlich schön, aus so schlichtem Gemüt heraus darzustellen wie unser Landsmann Anton Zendrich.

Der Bücherschreiber im allgemeinen kann sich ergehen nach Lust und Neigung. Vom Kalendermacher wird verlangt, daß er Beziehung zum tätigen Leben wie zu den Vorgängen der Zeit habe; daß er sich mit seiner Kundschaft — so wollen wir die Gemeinde der Leser und Leserinnen nennen — so einfach und einleuchtend wie nur möglich auseinandersetze; daß er seine Wissenschaft eher wie ein schlichter Landpfarrer denn gleich einem Stadtgelehrten betreibe; daß er im Menschenherzen und in der Natur ein wenig Bescheid wisse; daß sein Spaß verträglich sei — er darf immerhin den Herrn Amtmann oder den Herrn Steuerrat ein wenig auf's Korn nehmen —, sein Ernst aber nicht nach sauren Weinen schmecke, denn bei solchen ist niemand gern zu Gast.

Wenn man es so nimmt, war unser Johann Peter Hebel, der Sänger aus dem Markgräflerlande, der Meister aller Meister in der schwierigen Kunst des Kalendermachens. Und der Leser glaube nicht, es käme von ungefähr, daß dieser kernhafte Sohn des Badnerlands auch eine wahre Fierde gewesen ist tiefmenschlich aufgefaßten Predigeramts. Hebel, der Allemann',

steht dem heutigen Geschlecht so nah, wie er unsern Altvordern gestanden — vielleicht noch um etliches näher. Des Rheinländischen Hausfreunds bald schalkhafte, bald ernste Erzählungen sind für viele Tausende ein Stück ihres geistigen und gemüthlichen Lebens geworden. Die Volksseele spiegelt sich in ihnen aufs aller-einfachste und allertreuerzigste; darum lieben wir diese Einfälle und Ergüsse einer warmen Persönlichkeit wie ein Stück unsres Selbst. Freilich, man muß auch lernen, mit solchen Dingen ordentlich und andächtig umgehn! Wenn einer alle Speisen, die die Küche liefert, unterschiedslos in sich hineinwürgt, so zählt er darum noch lange nicht zu den Feinschmeckern. Ebenso wenig wollen wir denjenigen als einen tüchtigen Leser gelten lassen, der unbesehen und ungeprüft jegliches Gedruckte durch seinen Verstandeskasten laufen läßt. Ein geübter Bücher- und Schriftenfreund hat vieles mit den Weinprüfern gemein: am Duße, der dem Glas entsteigt, merken sie gleich, ob sie es mit einem richtigen Gottesstränklein zu tun haben oder mit einer jener Sorten, von denen der Berliner sagt: sie schmecken schön, weil er ihrer Herkunft nicht nachspürt.

Auf unsrem heimatlichen Boden ist früh ein reges Kalenderwesen erblüht. Hier hat sich auch der Mann angebaut, dem der „Hinkende“ als einem tätigen Freund und Mithelfer das wärmste Erinnern schuldet. Ja, dieser ausgezeichnete Landsmann, ein Volksfreund im echten Sinne des Worts, ist ein Menschenalter hindurch des „Hinkenden“ rechte Hand — man kann sagen: sein Kopf und Herz gewesen, und wahrlich! keinen Schritt tat der „Hinkende“ ohne dies treuliche Geleit. Möge das Andenken dieses Trefflichen unter den Nachlebenden weiterwirken, denn er selbst ruht seit vielen Jahren auf dem Karlsruher Gottesacker, der Schlummerstätte so vieler erlesener Geister, von inhaltvollem Tagewerk aus.

Der „Hinkende“ tritt in ein Jahr lebendiger Erinnerung an den Arbeits-, Kampf- und Weggenossen. Am 1. April 1816 wird ein Jahrhundert verflossen sein, seit Albert Bürklin — der Leser fühlt sich vom Klang dieses Namens vertraulich angeweht — zu Offenburg das Licht der unruhvollsten aller Welten erblickte. Also hatte der neue Erdenbürger mit dem größten Deutschen den Geburtstag gemein und er ist später — freilich auf einem ziemlich weiten Umweg — ein glühender Bismarckverehrer geworden. Die Familie Bürklin, die ihren Stammbaum ins sechzehnte Jahrhundert zurückleitet, gab schon den Vorgängern des unvergeßlichen Markgrafen Karl Friedrich ausgezeichnete Diener, meist Rechnungs- und Verwaltungsbeamte oder Seelsorger. Ihre Haupttugenden: treue Pflichterfüllung im großen und

kleinen, offener Sinn bei viel Beharrlichkeit, warmes Gefühl für Menschenwert, selbstloses Büchern mit dem ihnen von der Natur verliehenen Pfunde geleiteten auch unsern Albert durchs Leben. So ist denn auch sein Werdegang denkbar schlicht und einfach, aber der Vorjahre würdig und der Allgemeinheit nützlich verlaufen. Es ist eine wohlgeordnete Bürgerlichkeit, an der auch unsere Zeit sich recht wohl noch ein Beispiel nehmen kann.

In gesunder häuslicher Umgebung wuchs Albert Bürklin heran, und als der Vater seine Herdstatt in Karlsruhe aufgeschlagen hatte, begann Albert das sogenannte Lyzeum zu besuchen. Es ist dieselbe Lateinschule, an der Meister Hebel gelehrt hat und die vom Markgrafen mit dem Rechte betraut war, einen Landeskalendar zu drucken. In Karlsruhe bestand außerdem seit 1825 ein „Polytechnikum“, gewidmet der wissenschaftlich-gewerblichen Erziehung und mit ausgezeichneten Lehrkräften versehen. Diese Anstalt, die nachher ihren Ruf über ganz Deutschland verbreitete, bildete unsern Bürklin 1830 bis 37 in den Wissenschaften des Wasser- und Straßenbaus sowie des Maschinenwesens aus, so daß er, als man im Großherzogtum Baden anfang Eisenbahnen zu bauen, sich bald dem neuen großen Zweig menschlicher Unternehmungen widmen konnte. Im Dienste des badischen Staats hat Bürklin den Bau verschiedener Schienentrecken geleitet, und wenn er dem „Sinkenden“ so recht das Herz erfreuen wollte, so vertraute er ihm eine Eisenbahngeschichte oder Verwandtes. Was er eben, erzählend und dichtend, seinem eignen Berufskreise entnahm, das hatte allemal besondere Farbe und Frische. Mehr als vier Jahrzehnte diente Albert Bürklin dem Staat: im Herbst 1837 fertigte er als junger Brückenbaumeister im Wutachtal droben seine ersten Probestücke; als man 1880 schrieb, machte er Feierabend, das heißt, er schied aus allen Ämtern.

Am 8. Juli 1890 beschloß Bürklin nach längerem, schwerem Leiden seine Erdenpilgerschaft. Zwei Tage danach soll ein Teilnehmer der Bestattungsfeier — sie sagen, es sei der Kanzleirat gewesen, ein Freund des Verstorbenen von 1856 her — auf dem Karlsruher Gottesacker ein merkwürdig Gesicht gehabt haben: Just, wie sich der Sinkende dem Grab des heimgegangenen Kameraden näherte, da trat barhaupt auch ein anderer hinzu, eine freundlich-würdige Erscheinung in langem Ueberrock, ein Pfarrer nach dem ganzen Außern — und er ward als Meister Hebel erkannt in dem Augenblick, da er einen Kranz von Wald- und Feldblumen „seinem wackern Schüler“ darbrachte. Ueber dem Ganzen aber, in düstigen Umrißen, habe eine hohe, feierliche Frauengestalt sich aufgerichtet, wie man sie auf dem Niederwalde sieht,

und der erhobene Kranz in ihrer Rechten kündete dem verstorbenen Kalendarerschreiber und Wohltäter ein immerwährendes Gedenken. Das Traumbild aber — denn dafür wird es zu nehmen sein — ist festgehalten vom Kalender des „Lahrer Sinkenden Boten“ im Jahrgang 1890, und der Leser wird nichts dawider haben, wenn wir das Helglein im heurigen nochmals aufleben lassen.

Dem Schreiber dieses Gedenkblatts, obwohl er an jener Trauerfeier teilnahm, ist jenes Traumbild nicht selber begegnet; aber ein anderes haftet von damals in seinem Gedächtnis. Das ist ein Aufzug von vierundzwanzig Tuchen, die in lauter Anzügen desselben blauen Tuchs und gleichen Zuschnitts dem Sarge folgten — Zöglinge des Ersten deutschen Reichswaisenhauses, zu dem Albert Bürklin zusammen mit Moriz Schauenburg, seinem Verleger, die hauptsächlichste Anregung gab und für das er, um Mithelfer und Stifter zu werben, mehrere seiner unvergleichlichen Standreden geschrieben hat, die ersten beiden zu diesem Zweck 1877 und 78 mit der bekannten Ueberschrift: „Viele Wenig machen ein Viel“. Denn durch Sammlung freiwilliger Beiträge noch so bescheidener Art, durch Zigarrenabschnitte und dergleichen sollten die Mittel für dies Werk reiner Menschenliebe aufgebracht werden. Das Werk steht seit nunmehr dreißig Jahren wohlgeborgen am Hang des Berges Altvater zu Lahr, umweht vom Geiste des Manns, dessen edles Herz uns am meisten durch diese Zufluchtsstätte der Elternlosen beglaubigt ist.

Auch Bürklins schriftstellerischer Erstling ist schließlich nichts anderes als ein Zug fürsorglicher Menschenliebe. Er hatte just das Schwabenalter überschritten, als er den „Kanzleirat“ schrieb. Hier war das häusliche Leben eines Beamten im unteren Staatsdienst abgesehen, der das Kunstwerk fertigbringen soll, mit 1200 Gulden Besoldung einen Mindestaufwand von 1605 Gulden und 8 Kreuzern für sich und die Seinen zu bestreiten. Es war eine Betrachtung, wie gemacht für den Kalender; sie fand aber durch ein größeres Blatt, die „Badische Landeszeitung“ den Weg zu den Lesern. Nun hatte, fast um dieselbe Zeit, Herr Moriz Schauenburg in Lahr einen Preis ausgesetzt von zehn Dukaten für die beste Erzählung. Denn ihm, weil er doch den Kalender des „Sinkenden Boten“ druckte und unter die Leute brachte, lag viel daran, einen Helfer und Mitarbeiter aufzuspüren, der so recht zum Volk in dessen unverbildeter Sprache reden könne. Nach etlichen Monden standen siebenundzwanzig Arbeiten zur Wahl, und Herr Schauenburg, wie er bei Sängereften gesehn, berief einen Kreis von Prüfern, gelehrte und ungelehrte, die vorhandenen Leistungen nach Güte und Wirkung auszuloben.

Da war es denn eine Geschichte von tiefer und dennoch leichtfaßlicher Lebenswahrheit, eine Handwerkergeschichte, der alle Urteiler den Preis zumäßen. Sie hieß „Die Brüder“, hielt zwischen Ernst und leisem Scherz fein die Mitte und stammte als ein Musterstück von Anschaulichkeit von demselben, der den vielbesprochenen „Kanzleirat“ geschrieben. Herr Schauenburg, der Vater des jetzigen, ein Westfale, konnte seinen Lesern, denen er die Geschichte übergab, die erfreuliche Mitteilung machen, der Verfasser, Eisenbahninspektor Albert Bürklin, habe versprochen, dem Hinkenden Boten auch in Zukunft zur Unterhaltung und Erheiterung seiner Leser behilflich zu sein.

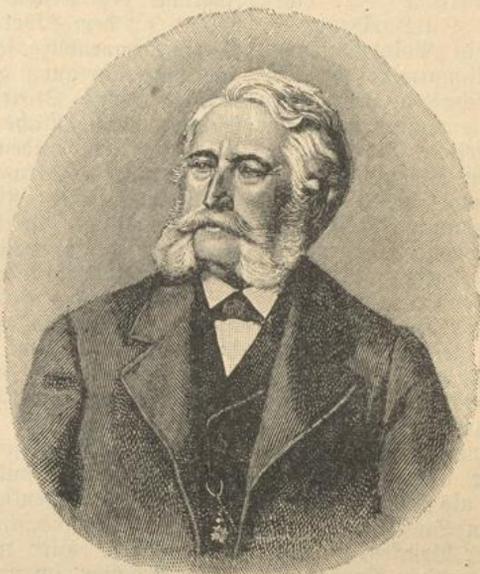
Das Versprechen ist treulich gehalten worden, denn über dreißig Jahre trat kein Kalender des Hinkenden die Wanderung an, ohne mit Albert Bürklins gemütvoll unterhaltlichen Erzählungen, mit Einfällen seiner beweglichen Laune und seinen Weltbetrachtungen ausgerüstet zu sein. Hin und wieder hielt Bürklin den Zeitgenossen im Gewand des Hinkenden auch eine Strafpredigt, und ordentliche Stockhiebe sausten dann auf die Narrenjacken hernieder.

Albert Bürklin, der Geschichtenmann, trat auch gleich als ein fertiger Meister hervor: Wahrheit und Erfindung verbanden sich aufs glücklichste, und seine Arbeiten haben alle ein gesundes Ausmaß, das heißt, sie sind nicht länger oder kürzer, als der Gegenstand es verlangt. Und wieder wie beim Hebel, mit dem er ganz in der Weise des oberbadischen Stammes fühlte: seine Erzählungen sind nicht wie ein blendendes, aber dafür um so kälteres Funkenwerk, sondern erwärmend gleich dem lieben Sonnenlicht. Des ferneren hat Bürklin mit Meister Hebel auch das gemein, daß er eine kleine Erfahrung, ein Erlebnis, einen Scherz — kurz, was er so während der Ausübung seines Berufs, in einer Werkstatt, auf der Landstraße oder im Wirtshaus erhaschte, nachher mit allem Reichtum seiner Erfindungsgabe zu einer Erzählung ausbildete und auf eine Nutzenanwendunguspitzte. Der Leser, wenn sein Geschmack nur nicht an neumodischem Geschichtentram verborben ist, fühlt es gleich heraus: was dieser

Bürklin schreibt, stammt nicht von einem licht- und lustsüchtigen Bücherwurm her; man hat es mit einem Mann zu tun, der bei Leben und Natur in die Schule gegangen ist. Es braucht auch keiner lang über den Gestalten nachzugrübeln, die durch diese Volksgeschichten gehn; bald mit der einen, bald mit der andern ist der Leser, im Guten und im weniger Guten, verwandt.

Bürklins Geschichten sind in vielen Tausenden von Abdrücken über ganz Deutschland und weit über die Fremde verbreitet. Weil aber ein Kalender, sobald er etliche Jahre alt geworden ist, leicht in Abgang gerät und das dauernd Wertvolle darin doch nicht mit ihm der Vergessenheit anheimfallen soll, so hat Herr Schauenburg eine Sammlung der auf viele Jahrgänge verteilten Geschichten gedruckt: drei schmucke Bändchen, die als treue Diener am Wort und Geist neben Hebels „Erzählungen des Hausfreunds“ auf jedem Bücherbrett stehen sollten.

Es gibt Kalender des „Lahrer Hinkenden Boten“, die fast ganz allein von unserem Bürklin geschrieben sind. Aber wie denn der rauschendste Bach zuzeiten austrocknet oder ein ausgewählter Rebberg keine Trauben geben mag, so geschah es einmal mit unserm Kalendermacher, dem Herrn Oberingenieur. Es war im Frühsommer, wo es draußen in der Natur zu reifen



Albert Bürklin.

beginnt, aber auch der Kalender reif werden soll. Albert Bürklin ging nach der Amtslast des Tags im Karlsruher Schloßgarten lustwandeln und dachte: schöner haben die Amfeln und Nachtigallen nie gesungen als heuer! Ist auch ein erbaulicher Fun als Geschichtenschreiben. Wir wollen ein wenig lauschen und den Hinkenden warten lassen.

Herr Schauenburg, der Drucker, sandte ein Brieflein um's andere, sanfte und eindringliche Mahnung, in die Landeshauptstadt, und was gab endlich unser Bürklin zurück? Nichts als den Stoßseufzer: „Der Kalender bringt mich noch um!“

Da fing Herr Schauenburg es anders an und schrieb dem Bürklin: wenn sein Amt ihn zufällig nach dem Oberland führe — zu Lahrwarte ein neues Fäßlein auf den Anstich. Und

richtig! der Herr Oberingenieur und Landtags-
abgeordneter — er ist damals noch Volksver-
treter gewesen, einer der besten — hat eine
Tagfahrt tun müssen nach Dinglingen und es
ward nachher in Lahr eingesprochen. Der Gast-
geber hat heißen den Wein heraufkommen und
ein Frühstück herrichten — ein gut oberländi-
sches. Wie nun der Herr Oberingenieur die Herr-
lichkeiten gebührend beehrte: den Markgräfler,
Ansehn des Jahrgangs 85, ein Pärlein Brat-
würste nebst geprägten Herdäpfeln
— da schlich Herr Schauenburg,
sonst ein Ehrenmann vom Scheitel
bis zur Sohle, auf den Zehen-
spitzen hinaus und der Gast merkte



Und der erhobene Kranz in ihrer Rechten kündete dem verstorbenen Kalenders-
schreiber ein immerwährendes Gedenken.

Beförderung des Kalenders zum zweitenmal
wäre angewandt worden.

Fast ein Vierteljahrhundert trennt uns von
dem Manne, der in heitrrer und ernster Fär-
bung seines Wesens ein Stück badischen Volks-
tums bildete; aber noch stehen wir zu ihm in
tiefer Dankeschuld. Die Seele vieler hat
Albert Bürklin gestalten helfen, indem er freie,
gesunde, männliche Anschauungen unter Bür-
gern und Bauern verbreitete. Wenn auch, wie
Brieife an Eltern und Braut dartin,
sein Ausdruck früh mündig geworden
war, so zählte er doch keineswegs zu
den Schnellschreibern, sondern er gab
sich Rechenchaft von allem, was er

dachte und sagte.
Und es gehörte
Bürklin zu jenen,
die das Gesetz ihres
Handelns in sich
selber tragen und,
ohne rechts oder
links zu sehen, ein-
zig ihrem Gewissen
folgen. Einmal —
es war nach seiner
Verlobung mit der
Breibacherin Julie
Dejepte — äußerte
sich Bürklin so:
„Was ich als recht
und gut erkannte,
werde ich durchfüh-
ren und nicht das
Urteil der Welt
scheuen; mein eigen-
es Urteil und das
Urteil derer, die
mich kennen, ist mir
maßgebend, und
meine Selbstach-
tung heißt mich da-
nach handeln!“ ...

n einem
man hat
bei denen
t. Es brau-
taten nach-
schichten ge-
er andere
eniger (Oma-
len Zand-
land und
seil aber
alt gene-
das dazw-
ihm der
Herr Schau-
e Samml-
ele Jahrg-
Geschicht-
drei Jahre
die als
n Wort
n Hebel
des
auf jedem
ehen soll-
Kalender
stehenden
ganz alle
n Bürklin
sind. W-
r rausch-
zeiten
er ein
lebberg
eben mag
einmal
enderma-
n Ober-
war im
no es bra-
tur zu
reif
der
reien
Amie
er!
Frei-
en und
t, lund
eind-
dt, und
Nicht
bringt
ders
im
— 17
Antik

Schauenburgs
Hand: er solle, so wahr der Herr Schauenburg
lebe, nicht wieder aus der Haft entlassen sein,
er liefere denn, Schwarz auf Weiß, das Schluß-
stück zum fälligen Kalender!

Also sind einem gewissen Jemand noch nach
aufgehobener Tafel die Bratwürste versalzen
worden und der Markgräfler hat ein Nach-
geschmäckle gehabt; aber nach ein paar Stun-
den legte der Herr Oberingenieur (er hatte
gute Miene zum bösen Spiel gemacht) in die
Hände seines merkwürdigen Gastgebers das
Schlußstück des Kalenders, wie es längst im
Kopfe ausgedacht war und nur von rüstiger
Feder sauber hingesezt zu werden brauchte.
Herr Schauenburg ließ zur Veröhnung noch
einen Markgräfler kommen und man hat nichts
davon gehört, daß das gefährliche Rezept zur

So steht Albert Bürklin vor uns als ein ganzer,
aufrechter Mann, als ein Vertreter gesunden
Fortschritts in Denken und Wissen, als ein
sinnreicher Ausleger der Natur und des
Menschenherzens, und solange es einen Hinken-
den gibt, soll das Andenken des Freundes und
Volksbildners in Ehren gehalten sein.

Aber nicht nur dem Hinkenden, — vielen
Tausenden deutscher Leser ist Albert Bürklins
geistige Hinterlassenschaft ans Herz gewachsen,
und wir dürfen als gewiß annehmen, daß auch
die Kommenden seine Schriften sich gern zu
Eigentum gewinnen. Denn aus ihnen spricht
ein Tiefmenschliches, das über allen Zeitströ-
mungen seinen Wert behält und würdig ist,
immer tiefere Wurzeln zu schlagen.

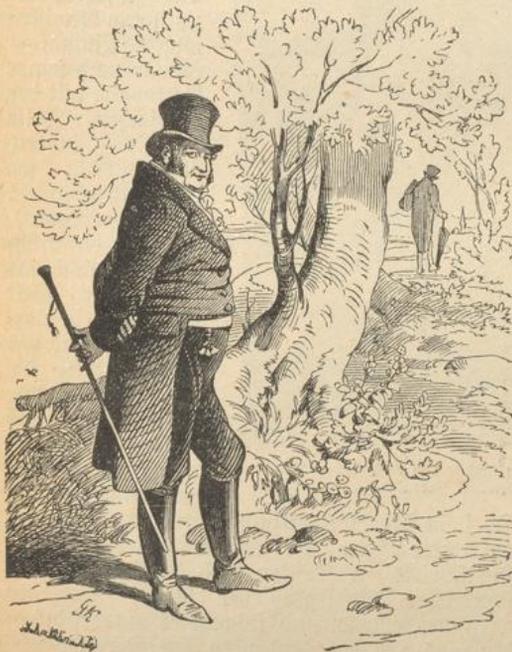
Wilhelm Schlang.

Aus Hebels Leben.

Von Albert Bürklin. (1862.)

Eines Abends kehrte Hebel — er war schon Prälat — von einem Spaziergange von Mühlburg nach Karlsruhe zurück, heitern Sinnes und fröhlichen Herzens wie immer, und wie nur gute Menschen sein können. Er war in seinem ganzen Leben nie ein Kopfhänger gewesen, ob schon er ein Geistlicher war und vielleicht eben deswegen; viele aber meinen, das Kopfhängen und der Kirchenrock, das seien zwei Dinge, die sich nicht voneinander trennen lassen. — Der Prälat Peter Hebel hat sie getrennt.

Weil er aber an diesem Abende besonders gemüthlich und sogar ein wenig mutwillig aufgelegt war, so hätte er gerne außer sich selbst noch weitere Gesellschaft gehabt (eine bessere freilich als sich selbst konnte er nicht finden), und deswegen beschleunigte er seine Schritte, um einen andern Spaziergänger einzuholen, der ehrbar und bedächtig vor ihm herwandelte.



Dem einsamen Spaziergänger schien es nicht so leicht ums Herz zu sein wie dem geistlichen Herrn hinter ihm, denn er ging gebeugten Hauptes, als wolle er die Kieselsteine auf dem Wege zählen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und holte tief Atem, als hätte er einen schweren Kummer, oder er schaute in die Wolken hinauf, als wollte er sich Trost vom Himmel herunterholen, oder plauderte auch wohl mit sich selber und fuchtelte mit seinem Regenschirm.

Dem Herrn Prälaten entging keine dieser

Bewegungen und er war begierig, aus den Aeußerlichkeiten des einsamen Wanderers herauszufinden, wer und was er sei, und die Absicht zu erraten, die ihn nach Karlsruhe führte.

Die ganze äußere Erscheinung des Fremden bezeichnete ihn als Geistlichen. Dieser lange schwarze Rock mit dem kurzen Vorderstück, dem hohen Kragen und den bauschigen Achseln war offenbar von einem Dorfschneider gemacht worden; der Mann war also ein Landgeistlicher. Der Rock war sauber zwar und sorgfältig gebürstet, das Tuch aber grob und fadenscheinig, und dem Hute war offenbar durch etwas Bier oder Zuckerswasser ein letzter vergänglicher Glanz verliehen worden; der Geistliche war also arm und hatte eine geringe Pfarrei.

Daß aus der hintern Rocktasche die Mundspitze einer Pfeife herausjah, erhöhte nur die gute Meinung, die der Herr Prälat bereits von dem Pfarrer zu fassen entschlossen war, denn Hebel war selbst ein gewaltiger Raucher, und alle Raucher umschlingt eine Art sympathisches Band.

Soweit war der Prälat im reinen. Was war aber die Absicht, die den Landgeistlichen in die Residenz führte?

Der Herr Pfarrer trug unter dem Arme ein kleines in Papier eingewickeltes Päckchen. Das Päckchen war an der einen Ecke aufgegangen und aus der Öffnung schaute der Zipfel eines schwarzen Frackes heraus und betrachtete sich neugierig die Gegend.

Jetzt war dem Herrn Prälaten alles klar. Ein armer Landpfarrer, der mit einem schwarzen Frack unter dem Arme gegen Karlsruhe wandelt, der kann keine andere Absicht haben, als ihn, dem Prälaten selbst, einen Besuch zu machen.

Das Ergebnis seiner Beobachtungen ergöhte den Herrn Prälaten ganz ungemein, und ein gemüthliches Lächeln auf den Lippen, beeilte er sich, seinen Vorgänger einzuholen.

Er grüßte freundlich, und mit der ihm eigenen Leichtigkeit hatte er mit dem Fremden bald ein unterhaltendes Gespräch angeknüpft.

Der Pfarrer war ein noch junger Mann mit wohlwollendem und verständigem Gesicht, dem aber Kummer und Sorgen ihren Stempel aufgedrückt hatten. Dabei ein Mann von Charakter und Grundsätzen und gesunder Lebensanschauung, wie Hebel bald herausgefunden hatte, und ein Mann von tüchtigem Wissen, denn Hebel pochte im Laufe der Unterhaltung an verschiedenen Türen an und überall ward ihm aufgetan; er berührte verschiedene Felder der Wissenschaft und überall hielt ihm der Landpfarrer tüchtig stand. Der Fremde selber schien eine große Freude zu haben an dem Gespräche und noch eine größere an seinem freundlichen Begleiter.

Auf einmal blieb Hebel stehen und sagte: „Und nun, Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Frage: Sie wollen den Prälaten Hebel besuchen?“

Der Pfarrer sah überrascht auf. „Woher wissen Sie?“

Hebel lächelte: „Genug, ich weiß. — Und wollen sich bei dem Prälaten um eine bessere Pfarrei bewerben?“

„Ich bin erstaunt,“ sagte der Pfarrer und warf einen mißtrauischen Blick auf seinen Begleiter, „wie können Sie meine Geheimnisse erraten?“

Hebel versuchte ein ernstes Gesicht zu machen und erwiderte: „Herr Pfarrer, vor der Polizei gibt es keine Geheimnisse.“

„Also sind Sie bei der Polizei?“ fragte der Pfarrer mit ungeheucheltem Erstaunen. Doch Hebel, ohne über diesen Punkt Aufklärung zu geben, fuhr in dem Tone eines Untersuchungsrichters fort: „Kennen Sie den Prälaten?“

„Nein,“ erwiderte der andere und vergrößerte unverwillkürlich den Raum zwischen sich und dem vermeintlichen Polizeibeamten, „nein, den Prälaten kenne ich nicht, aber Hebel kenne ich. Wer kennt Hebel nicht?“

Hebel zuckte die Achseln und lächelte: „Sie meinen wegen seines Kalenders und seiner Versmacherei? Pah! fades Zeug. Hätte man sollen von der Polizei verbieten.“

„Wie, mein Herr?“ rief der Pfarrer mit wahrhaftem Entsetzen.

Doch Hebel fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort: „Welcher Gedanke, in einer Sprache zu dichten, die kein gebildeter Mensch versteht! Und dann der Kalender! Wie unpassend für einen Geistlichen, Spitzbubengeschichten zu schreiben!“

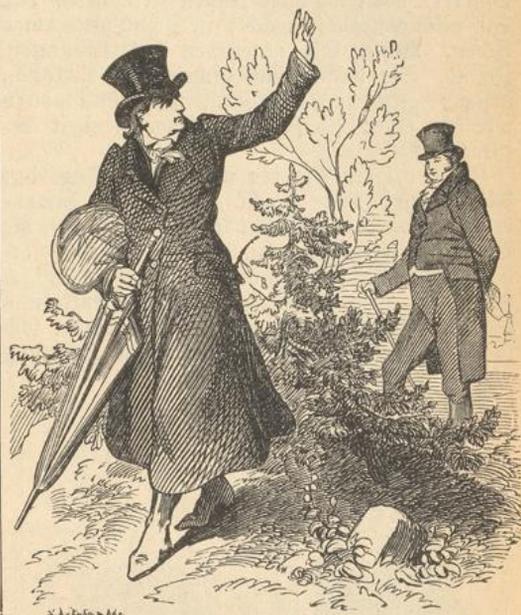
„Mein Herr,“ rief der Pfarrer mit großer Wärme, „hier sind mit mir noch viele Tausende ganz anderer Ansicht. Hebel ist ein Mann des Volkes und wird von dem Volke vergöttert. Hebel hat durch seine Schriften die Gemüther gehoben, die Herzen erwärmt und erfreut, und hat mehr guten Samen gesät, als — Sie verzeihen — die Polizei jemals . . . Doch was ereifere ich mich. Hebel ist ein großer, ein edler Mann!“

„Hebel ist ein Prälat,“ rief der vermeintliche Polizeibeamte, ebenfalls in Eifer gerathend, „und zwar ein Prälat, der Kalendergeschichten schreibt und weltliche Lieder dichtet, und damit ist alles gesagt. Man hat ihn verdorben durch die Lobhudeleien, die man ihm ins Gesicht wirft, und er ist stolz, eitel, er ist . . .“

„Halt,“ rief der Pfarrer mit glühendem Gesichte und erhobener Hand, „halt, mein Herr! Ich habe mich in Ihnen geirrt. Sie lästern den Charakter eines braven Mannes und eines Abwesenden. Unsere Wege gehen nicht zusammen. Gott befohlen!“ und damit wandte

sich der erzürnte Pfarrer kurz ab und bog mit seinem Päckchen unter dem Arme in einen Seitenweg des Hardtwaldes ein.

Über Hebels Gesicht zuckte es wie Rührung. „Ein prächtiger Troßkopf,“ murmelte er, dann



sch. 1848. Nr. 10.

„Unsere Wege gehen nicht zusammen, Gott befohlen!“

rief er dem forteilenden Pfarrer nach: „Wenn Sie den Prälaten besuchen wollen, kommen Sie morgen früh vor acht Uhr!“

Der Pfarrer wandte noch einmal den Kopf, dann eilte er, aus dem Bereiche des verleumderten Polizeimannes zu kommen.

* * *

Am andern Morgen Schlag acht Uhr stand der Herr Pfarrer im schwarzen Frack und weißer Halsbinde vor Hebels Thür. Er war sonst ein mutiger Mann, jetzt aber pochte sein Herz, denn der Polizeibeamte von gestern hatte ihm über seinen Empfang bei Hebel doch ängstliche Zweifel erregt. Endlich aber faßte er Mut und klopfte an.

„Herein!“ rief eine wohlklingende Stimme. Dem Herrn Pfarrer war's gerade, als hätte er die Stimme schon gehört. Er öffnete die Thüre und — blieb überrascht auf der Schwelle stehen, denn in dem Zimmer selbst, an einem gedeckten Frühstückstische im Schlafrocke und mit dampfender Pfeife, saß der unangenehme Polizeibeamte.

Der Bittsteller wollte, erschrocken über seinen Mißgriff, schleunigst zurückweichen, doch Hebel erhob sich mit heilerem Lachen, und dem verblüfften Pfarrer die Hand entgegenstreckend, rief er in herzlichem Tone: „Hier bleiben, Herr

Pfarrer! Sie sind an der rechten Thür. Willkommen beim Prälaten Hebel!" und mit sanfter Gewalt zog er den schüchtern Widerstrebenden ins Zimmer.

"Ich freue mich über Ihren Besuch, Herr Pfarrer, denn ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich gestern so wacker in Schutz genommen haben. Wissen Sie, gegen den Polizeibeamten. Ja, ja, Sie haben ihm tüchtig die Meinung gesagt. Jetzt zum Frühstück, und dann wollen wir bei einer Pfeife Ihre Angelegenheit besprechen."

Als der Herr Pfarrer am andern Tage den Mühlburger Weg zurück der Heimat zuwanderte, da war sein Haupt nicht mehr auf die Brust herabgesenkt, nein, er trug es hoch erhoben; da war sein Schritt nicht mehr langsam und müde, nein, er war leicht und gelenkig und die helle Glückseligkeit strahlte auf seinem Gesichte. Hebel hatte ihm eine schöne Hoffnung



„Hier bleiben, Herr Pfarrer! Sie sind an der rechten Thür. Willkommen beim Prälaten Hebel!“

mit nach Hause gegeben, Hebel hatte wieder einmal einen Menschen glücklich gemacht.

Wieder trug der Herr Pfarrer ein Päckchen unter dem Arme, aber das Päckchen war bedeutend umfangreicher geworden, denn in der Freudigkeit seines Herzens hatte der glückliche Mann seiner Frau Pfarrerin ein neues Kleid und seinem Buben Zeug zu Hosen gekauft. Der Einzug in die verheißene neue Pfarrei sollte im höchsten Glanze geschehn.

Diese Geschichte hat der Sinkende von dem Herrn Pfarrer selbst, und die Freunde Hebels

werden es ihm nicht verdenken, daß er sie in den Kalender bringt. Der Pfarrer lebt noch und ist jetzt ein glücklicher Großvater, und wenn er seinen Enkeln die Geschichte erzählt, so lüpft er jedesmal sein Käpplein und sagt:

„Hebel war ein herrlicher Mensch, Gott segne und belohne ihn!“

Der große Hecht.

Eine Geschichte aus Teterow.

Von

Franz Woas-Wiesbaden.



Die Teterower haben zu allen Zeiten Glück gehabt. War's schon ein Glück, daß der große See gerade ihnen vor der Nase lag; denn wie schwer wäre es ihnen sonst gefallen, das nötige Wasser für ihre Voh-

gerbereien zu beschaffen? So war's weiter ein besonderes Glück, daß im besagten See auch Fische waren. Und was für Fische! Karpfen, feist und rund, so groß wie junge Ferkel; Hechte, lang wie eine Wagenrunge und stark wie ein Männerarm.

Was waren die Teterower stolz, wenn es Fischtag war und sie ans Fischen gingen! Das war eine feierliche Handlung, wichtiger noch, als wenn sie sich einen neuen Bürgermeister wählten.

Nun geschah es eines Tages, daß sie bei solchem Fischzug einen Hecht fingen, wie ihnen noch nie einer ins Netz gegangen war: zweiundeinehalbe Brabanter Ellen lang und von einer Stärke, wie noch kein lebender Teterower einen solchen Hecht gesehen. Kaum daß er ins Boot hineinging, und als er glücklich darin war und mit Schwanz und Kopf zu schlagen anfing, wäre um ein Haar das Boot gekentert. Aber die Teterower werden doch eines Hechtes Herr werden, den sie in ihrem eigenen See gefangen haben!

Flugs ans Land damit.

Am Ufer stand der Bürgermeister. Ihm ward der große Hecht zu Füßen gelegt. Der Hecht zappelte unmenschlich und schlug um sich wie ein junges Füllen. Das brachte den Bürgermeister aber nicht aus der Ruhe.

„Stadtschreiber,“ sagte er mit Würde zu dem dünnen Männlein, das sich neben ihm hielt — es war der Stadtschreiber —, „notier Er den Fall; Tag, Stunde, Länge, Dicke, Gewicht, — alles nehm' Er sogleich zu Protokoll.“

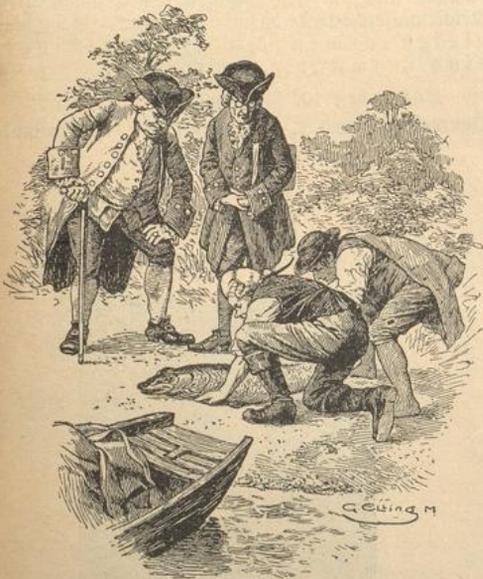
Drei beherzte Männer standen dem Schreiber bei seinem Geschäfte bei, das sich ein wenig

hinzog. Währenddem hatte der Bürgermeister in aller Eile sämtliche Schöffen und Ratsmänner ins Rathhaus zusammenrufen lassen. Das war ein ganz besonderer Fall für die Bürgerschaft; die Sache wollte ernstlich erwogen sein: was sollte mit dem Hecht geschehen, dem großen Hecht?

Lange ging die Beratung hin und her; die Meinungen waren geteilt. Daß er verzehrt werden sollte, darüber war man sich so ziemlich klar; die Frage war aber: wie und wann? Hestig plakten die Geister darob aufeinander, die Köpfe erhitzten sich. Nur der Bürgermeister behielt seine Ruhe, und als alles erschöpft war und keiner mehr zu reden vermochte, da kam er mit einem großartigen Vorschlag heraus: „Der Hecht soll verzehrt werden, wenn wir Richtejchmaus fürs neue Rathhaus halten, keinen Tag kann es geben, der würdiger wäre eines solchen Hechtes.“

Alle Ratsmänner waren einverstanden. Nun freilich, ein Bedenken gab es doch: zum neuen Rathhaus huben die Grundgräber eben erst die Erde aus; eine ziemliche Weile war also noch hin bis zum Richtejchmaus.

So ward noch des langen und breiten erwogen, wie man zu verfahren habe; aber man kennt doch die Teterower: sie wußten sich zu helfen.



Dem Bürgermeister ward der große Hecht zu Füßen gelegt.

Der Fisch kam wieder ins Wasser hinein. Mochte er inzwischen noch länger, noch fetter werden — desto besser! Er wurde aufgehoben für den Richtejchmaus. Ha, wie wird er munden!

Damit er aber jederzeit zu greifen war, wurde ihm ein Glöcklein umgehängt, bevor er ins Wasser gelassen wurde, ein mittelstarkes Glöcklein mit deutlichem Klingklang.

Und noch eines — zu aller Sicherheit: am Boote machten die Teterower sorglich eine Kerbe und eine starke deutliche Kerbe genau an der nämlichen Stelle, wo man den Hecht wieder in die See hineinließ.

Der Stadtschreiber nahm auch all das sorgsam zu Protokoll, und auf dem Rathhaus zu Teterow im Mecklenburgischen ist es noch zur Stunde Wort für Wort zu lesen, wie sich alles begeben hat. Ganz sicher haben die Teterower auch weiterhin, als die Zeit gekommen und das Zimmergerüst für das Rathhaus glücklich fertig geworden war, den Hecht wieder gefangen. Nur freilich im Stadtbuch steht darüber nichts... Dafür geht es heute noch in ganz Mecklenburg von Mund zu Mund: wie die Teterower zur Unzeit den großen Hecht fingen und sich da zu helfen wußten.

Sie kriegen uns nicht.

Franzosen, Kalmücken
Und Lügen und Tücken
Und Russen und Läufe
Und englische Mäuse,
Vereinigt in gierige Massen,
Verschmolzen durch neidisches Hassen,
Sie kriegen uns nicht,
Besiegen uns nicht
Mit all ihrer Meute.

Kanadier und Turkos,
Sen'galen und Ghurkos,
Kirgisen, Australier,
Japaner, Italier —
Bei, seht die buntschneckigen Scharen,
Uns scheltend und lästernd „Barbaren“.
Sie biegen uns nicht
Und kriegen auch nicht
Erwartete Beute.

Die Gelben, die Mohren,
Die Welschen — die Toren —
Kosaken — Banditen,
Korsaren, die Briten:
Den häßlichsten Mischmasch der Welt
Hat Bosheit zusammengestellt.
Sie kriegen uns nicht,
Besiegen uns nicht
Mit all ihrer Meute.

Für güldne Dukaten
Gibt's Hankee-Granaten,
Gibt feiles Gelichter
Sogar einen Dichter.
Doch Gold wird zum Ziel sie nicht tragen,
Denn Eisen hält fest sie am Hals und am Kragen.
Sie kriegen uns nicht,
Besiegen uns nicht,
Die pfliffigen Leute.

Leop. Gerjon.